
AUS DER UMWELT DER WIENER KLASSIKER

FREIHERR

GOTTFRIED VAN SWIETEN

(1734—1803)

Von REINHOLD BERNHARDT

„Große Länderepocheu erfodern große Männer, wenn sie entstehen reifen und gedeihen sollen. Die Geschichte der Aufklärung dieses Jahrhunderts in den Kaiserstaaten theilt sich in zwo merkwürdige Perioden: in die Zeiten Theresiens und Josephs. Durch eine sichtbare Prädestination glänzt in jeder der Name Swietens. Vater und Sohn theilen den Ruhm beynahe ausschließend, graue, verjäherte Vorurtheile vertilgt und die Begriffe ganzer Nationen gleichsam umgeschaffen zu haben. Die Entwürfe Peters des Ersten bedurften einer Katharina der Zweyten — die Anstalten Theresiens eines Josephs; Swieten mußte durch Swieten ersetzt werden. Es wird immer unentschieden bleiben, welcher größer war. Jener reutete aus und machte urbar; dieser sammelt Früchte und verpflanzt sie allenthalben, so, wie Theresia den Grund legte und Joseph vollendete. Genug, das Vaterland ist überzeugt, daß das Präsidium der kaiserlichen Studien- und Büchercensurkommission in keine besseren Hände hätte kommen können, und preist den Adlerblick seines Beherrschers, der die Fähigkeiten seiner Minister so richtig zu beurtheilen und sie, ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß, an die rechten Posten zu stellen weiß.“

Bei aller Überschwenglichkeit des Ausdrucks kann diese begeisterte Stimme aus den Wiener Freimaurerkreisen¹⁾ als Ausdruck der Meinung angesehen werden, die die Zeitgenossen um die Mitte der achtziger Jahre von der Persönlichkeit der beiden van Swieten hegten. Bezüglich Gottfrieds hat sie bereits ein Jahrzehnt später einer wesentlich nüchterneren Beurteilung Platz machen müssen — damals, als seine Studienreform zum Scheitern gekommen war. Sie verkehrte sich schließlich ins

¹⁾ Oesterreichische Biedermannschronik 1784, S. 238f.

Gegenteil, als die Ergebnisse der frühen Mozartforschung¹⁾ sein Verhalten beim Tode des Meisters offenbar machten. Ein Sturm der Entrüstung wurde entfesselt, der das Gesamtbild seiner Persönlichkeit stark beeinträchtigen mußte. Während in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts Mosel in seiner Geschichte der Wiener Hofbibliothek dem bibliothekarischen Wirken van Swietens auf Grund eingehender Quellenstudien ein ehrendes Denkmal setzen kann, kommt Kink 1854 in seinem Werk über die Geschichte der Universität Wien hinsichtlich der Unterrichtsreformen des Studienpräfekten und auch seiner Tätigkeit als Zensor zu durchaus negativen Resultaten. Was schließlich von Swietens Verdiensten nach vielfacher kritischer Sichtung übrigzubleiben schien, hat Weiß zu Ende des Jahrhunderts im 37. Band der Allgemeinen deutschen Biographie²⁾ zusammengefaßt. Der schmale Abschnitt steht in seiner kühl abstrakten Darstellungsweise in eigenartigem Kontrast zu der vorangehenden umfangreichen und warmen Würdigung des älteren Swieten oder den betreffenden Abschnitten bei Wurzbach³⁾ und in der österreichischen Nationalenzyklopädie⁴⁾.

Seitdem hat sich die wissenschaftliche Forschung in Methode und Ziel gewandelt. Bei der Umarbeitung der Jahnschen Mozartbiographie hat Abert dem musikalischen Wirken van Swietens ein starkes Kapitel gewidmet, in richtiger Erkenntnis der darin verankerten positiven Werte. Im Zusammenhang damit hat die Bearbeitung der Kleinmeister, wie sie in den Denkmälern der Tonkunst, Dissertationen und Zeitschriftenaufsätzen erfolgt, eine Reihe neuer Quellen erschlossen. Im vorliegenden Fall gaben die Briefe August Griesingers an Gottfried Härtel über seine Verhandlungen mit Haydn und van Swieten den Anlaß, das gesamte erreichbare Quellenmaterial von neuem durchzugehen und das Ergebnis in einer gesonderten Darstellung zusammenfassend vorzulegen, als ersten Versuch einer Monographie Gottfrieds van Swieten.

¹⁾ Vor allem Otto Jahns Mozartbiographie, 1. Aufl. 1856—59. ²⁾ S. 271/72, der Band erschien 1894. ³⁾ Bd. 41 (1880), S. 50f. ⁴⁾ Bd. 5 (1836), S. 239f.

Zunächst ist auf eine wichtige biographische Quelle hinzuweisen, die durch einen Brief¹⁾ Griesingers ermittelt werden konnte. In seinem Schreiben vom 7. Mai 1803 steht unter anderem folgendes:

„Ich bat Herrn Rellig um Materialien zu einem Aufsatz über Swieten für die Musik Zeitung, weil er viel um Sw. war und durch ihn angestellt wurde. Er sagte mir, daß jemand eine kleine Biographie von Sw. in die Oesterr. Annalen der Literatur und Kunst (bey Degen) einrücken lassen werde und daß man das abwarten solle.“

Sein Gewährsmann ist der Komponist Karl Röllig, der seit 1792 als Bibliotheksdieners mit einem jämmerlich bescheidenen Gehalt an der Hofbibliothek angekommen war. Seine musikalischen Fähigkeiten wurden von Swieten geschätzt und nicht nur dienstlich ausgenützt, in den letzten Jahren fungiert er direkt als sein Faktotum. Der erwähnte Aufsatz, von dem Röllig hörte, erschien tatsächlich kurz darauf im 13. Intelligenzblatt der Annalen (Mai 1803) und zwar anonym. Für die Autorenschaft kommen außer Röllig, Swietens Intimus der Graf von Marschall, sowie Abt Maximilian Stadler in Frage. Bei der Ermittlung des Artikels kam im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien ein nicht signiertes Manuskript²⁾ zum Vorschein, dessen Inhalt mit der Fassung in den Annalen im wesentlichen übereinstimmt. Es enthält am Schluß noch einen Absatz über die musikalische Wirksamkeit, der in den Annalen fehlt. Der Wortlaut der Handschrift wird hier mitgeteilt und im weiteren Verlauf der Darstellung unter der Bezeichnung „Nekrolog“ zitiert.

Gottfried, Freyherr van Swieten.

Freyherr Gottfried van Swieten ward in Holland unfern von Leyden geboren, und kam noch in seiner Jugend mit seinem Vater Gerhard van Swieten, als dieser den Ruf nach Wien erhielt, nach Oesterreich. Er hatte bereits in Holland Philosophie und Philologie studiert und trat in die Theresianische Ritterakademie, wo er die Rechte hörte, ein. Dabey versäumte er

¹⁾ Die Briefe liegen im Archiv des Hauses. ²⁾ Das Ms. wurde von dem Tonkünstler Fritz Schmid (Tübingen) ermittelt und in dankenswerter Weise hier zur Verfügung gestellt.

aber nicht, unter der Leitung des Pater *Erasmus Fröhlich*, welcher die Numismatik lehrte, seine philologischen Kenntnisse so viel als möglich zu erweitern.

Während sein großer Vater sich mit der Reform der Medizinal-Anstalten und des medizinischen Studiums beschäftigte, arbeitete der Sohn im Stillen an einem Plane, wie das gesamte Schul- und Studienwesen in Oesterreich besser und zweckmäßiger eingerichtet werden könnte. Maria Theresia ernannte ihn zum K. K. Gesandten an dem Hofe Friedrichs II., König von Preußen, und er behauptete seinen Posten, während Oesterreich zum letzten Male mit Preußen in Krieg verwickelt war, so ehrenvoll, daß er sich selbst die persönliche Achtung Friedrichs erwarb. Nach seiner Rückkehr in Wien weihte er sich ganz den Wissenschaften und vollendete seinen schon früher angefangenen Studienplan. Er hatte das Vergnügen, denselben von den ersten Universitäten Deutschlands mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommen, und von Kaiser Joseph II. in allen Erbländern der Monarchie seit dem Jahre 1783 eingeführt zu sehen.

Gottfried van Swieten's für die Aufnahme der Wissenschaften und das Wohl der Menschheit immer tätiger Geist begnügte sich nicht, den trefflichen Plan entworfen zu haben, er arbeitete selbst nun als Präsident des gesamten Studienwesens, unter dessen Leitung alle Geschäfte der Censur, der Schulen, der Studien u. öffentlichen Bibliotheken in den K. K. Erbstaaten standen, mit solcher Tätigkeit an der Ausführung seines Planes, daß er den meisten Lehrern zum Muster dienen konnte. Er selbst war am Ende jedes halbjährigen Lehrkurses durch 6 Wochen lang bey den öffentlichen Prüfungen an der Normalschule, wie an der Universität, morgens von 8 Uhr bis Mittag und nachmittags von 3 bis 6 Uhr gegenwärtig. Er prüfte selbst die Schüler; er spornte die Fleißigen durch Lob, durch Preise, durch Stipendien, die er oft aus seiner Privatkasse bezahlte, die Nachlässigen durch eindringende Verweise zum Fleiße an; er faßte die Lehrer selbst scharf ins Auge, und erhielt dadurch Gelegenheit, die Mängel im Vortrage und in der Lehrweise eines jeden Professors kennen zu lernen und denselben abzuhefen.

Bei dieser Tätigkeit, bei diesem Eifer eines solchen Studienpräsidenten würde auch ein minder vortrefflicher Studienplan als der seinige war, den glücklichsten Einfluß auf die literarische Bildung der Jugend haben hervorbringen müssen. Es gereicht dem Plane van Swieten's gewiß nicht zur geringsten Ehre, daß nach demselben und unter dessen Urheber-Präsidium Männer in Oesterreich gebildet wurden, die nun selbst im Ausland rühmlich bekannt sind. Männer wie Burg, Collin u. a. m. Das Meiste, was zur Ehre der Literatur Oesterreichs seit dem Jahre 1788 geschehen ist, hat man van Swieten's Schülern zu verdanken, und wenn man das, was seit dieser Zeit in literarischer Hinsicht geleistet wurde, mit dem vergleicht, was man vor ihm für Literatur bei uns getan hat, so wird man den Werth seiner Anstalten wenigstens zum Theile würdigen können.

Nach Kaiser Joseph II. Tode erhielt van Swieten als Studienpräsident seine Entlassung. Sein Studienplan mußte jenem des Freyherrn von Martini und dessen Nachfolgern weichen. Van Swieten behielt nun nichts mehr als die

Würde eines Präfekten der K. K. Hofbibliothek, welches Amt ihm Maria Theresia bereits 1771, als er noch als Gesandter nach Berlin ging, zugesagt, und das er im Jahre 1781 angetreten hatte. Nun hatte er Muse genug, dem Hange zum Studium der klassischen Literatur und der Musik ganz nachleben zu können. Homer, Pindar, Sophokles, Euripides, Plato, Milton, Shakespeare, Hume, Cervantes, Ariosto, Tasso lagen unter Mozarts und Haydn's Kompositionen immer auf seinem Fortepiano. Sie waren, wie er oft sagte, die einzigen Freunde, die ihm noch treu geblieben sind. Seine ausgebreiteten philologischen Kenntnisse (er schrieb griechische Disticha, schrieb eben so klassisch Latein, als er es leicht und rein sprach, wußte selbst dem feinsten englischen Ohre das Geständnis abzunötigen, daß er Englisch spreche wie ein geborener Engländer) und eine bewundernswerte Vielseitigkeit seines Geistes gewährten ihm eine Mannigfaltigkeit des literarischen Genusses, deren wohl wenige Männer seines Standes sich erfreuen können. Er hörte auch, als er entfernt war von allem Einflusse im Studienwesen nicht auf, Talente zu unterstützen, und gegen den lähmenden Mangel in Schutz zu nehmen. Er ward der Vater der Familie Mozarts, der Vater mancher Waisen, die seine Hülfe suchten, der tätige Freund mancher Künstler und Gelehrten von Verdienst.

Seine vielen Amtsgeschäfte, denen er in früheren Zeiten von 7 Uhr morgens bis 10 Uhr abends, wo er Mahlzeit hielt, mit ununterbrochenem Eifer oblag, hinderten ihn nicht an literarischen Nebenarbeiten. In der Wochenschrift seines Freundes, des Freyherrn von Gemmingen „Der Weltbürger“ sind viele Aufsätze von seiner Hand. Der größte Teil seiner Werke liegt aber, auf einzelne Blätter geschrieben mit seinem Tagebuch über die merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens, vielleicht auf ewig in seinem Pulte begraben. Während der Muse seiner letzten Tage, die er größtenteils der Musik widmete und in Haydn's Freundschaft verlehte, schrieb er einige Symphonien, die allgemeinen Beyfall erhielten. König Friedrich II. hatte so viel Hochachtung für van Swieten's musikalische Talente, daß er, während derselbe an seinem Hofe als Gesandter stand, nie einen Kammermusikus aufnahm, der nicht zuvor bei van Swieten die Probe bestanden hatte.

[Sein Eifer für die Aufnahme der Musik sowohl, als auch für die Verbreitung des besseren Geschmacks in derselben, veranlaßte ihn, alljährlich einige Male auf seine Kosten, besonders in der Fastenzeit, einen ausgewählten Chor von Tonkünstlern zu vereinigen, welcher theils in verschiedenen Kirchen, theils auch in vornehmen Privathäusern größere und kleinere Oratorien der vorzüglichsten Komponisten unter seiner Anleitung vor einer namhaften Zahl anerkannter Kenner und Freunde der Musik aufführen mußten. Auf van Swieten's Antrieb und Belohnung komponierte Haydn die Schöpfung und die Jahreszeiten, wozu Ersterer den Text verfaßte¹).]

Van Swieten starb unvermählt und ohne Testament am 29. März 1803 an der Gicht in seinem 69. Jahre. Er war K. K. Wirklicher Geheimer Rat, Commandeur des Königl. St. Stephans Orden, Studienpräsident und Präfekt der K. K. Hofbibliothek.

¹) Dieser in [] gesetzte Abschnitt fehlt im Druck.

Begreiflicherweise kann dieser Nekrolog keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, doch bringt er eine Reihe von wertvollen Gesichtspunkten und kann im folgenden aus Aktenstücken und zeitgenössischen Mitteilungen berichtigt und ergänzt werden.

I. Äußere Entwicklung 1734–1770.

Gottfried van Swieten ist im Jahre 1734 geboren¹⁾. Sein Vater Dr. med. Gerard van Swieten²⁾ (1700–1772) lebte damals als praktischer Arzt in der Nähe von Leyden. Seit 1736 hielt er an der Leydener Universität als Professor der Medizin Vorlesungen unter großem Zulauf. Wegen seines katholischen Glaubensbekenntnisses konnte er jedoch nicht festen Fuß im Lehrkörper dieser ausgesprochen evangelisch gerichteten Universität fassen. Der Ruf des Gelehrten und geschickten Arztes drang bald nach Wien, so daß Kaunitz im Jahre 1745 seine Berufung dorthin vorschlagen und durchsetzen konnte. Swieten rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen in jeglicher Hinsicht. Maria Theresia wählte ihn sofort zu ihrem Leibarzt und genehmigte auch die von ihm in den nächsten Jahren vorgebrachten Pläne zur Reform des medizinischen Studiums. Was unbedingt für ihn sprach, war seine nüchtern sachliche Kritik, der Erfolg seiner praktischen Maßnahmen und sein unbestechliches Urteil. Die Angriffe der Jesuiten, die er aus ihrem unbeschränkten Einfluß zu verdrängen suchte – eine Politik, an der er zeitlebens mit zäher Energie festhielt – mußten an seiner tadellosen Lebensführung und nicht zuletzt an seiner außerordentlichen Intelligenz scheitern, die ihn jegliche Beteiligung an irgendeiner der zahlreichen Hofcliquen ablehnen ließ. Gewisse Härten seines Charakters lassen sich nicht leugnen, seine außergewöhnliche Energie artete leicht in Schroffheit aus, seine persönliche Art, sich zu geben, erweckte keine Sympathien; andererseits mußte sein unermüdlicher Arbeitseifer imponieren

¹⁾ Eine genauere Ortsangabe, sowie das Datum ließen sich bisher nicht feststellen. ²⁾ Vgl. den ausführlichen Artikel von Daniel Jacoby im 37. Bd. der Allgem. deutschen Biographie, S. 265 f.

und seine soziale Einstellung (unentgeltliche Behandlung von Armen) versöhnend wirken. Interessant ist seine Zeiteinteilung, wie sie Wurzbach¹⁾ überliefert:

„5 Uhr morgens stand er auf, fuhr bald nach 6 Uhr zu Hofe, kehrte um 8 oder 9 zurück, arbeitete bis 2 Uhr, ging dann zu Tisch, nahm arme Kranke an u. besorgte seine Amtsgeschäfte, fuhr um 7 Uhr wieder nach Hofe, arbeitete bis 9 u. legte sich um 10 Uhr zu Bette.“

Trotz der vielen Ämter, die ihm nach und nach übertragen werden – 1745 Universitätsprofessur und Präsidium der Hofbibliothek, 1753 Universitätsreformen, 1763 Zensur – zu den Anforderungen seiner ärztlichen Hof- und Privatpraxis, setzt er die begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten fort und treibt noch im Alter ungarische und arabische Sprachstudien. Dieses Vorbild mußte auch auf die Entwicklung der Söhne²⁾ einwirken. Die Familie kam am 7. Juni 1745 nach Wien. Gottfried van Swieten als ältester Sohn wird vermutlich eines der Gymnasien besucht haben, ehe er nach erfolgter Gründung der Theresianischen Ritterakademie³⁾ im November 1746 in das Internat dieser Anstalt aufgenommen werden konnte. Die Zöglinge mußten eine besondere Kleidung (Uniform) tragen und wurden ziemlich streng gehalten. Die Ausbildung lag in den Händen der Jesuiten. Die bekannten Exerzitien waren in den Unterricht einbezogen, der zunächst Religion, deutsche und lateinische Sprache auf der Elementarstufe (7.–10. Jahr) umfaßte. Dazu traten im 11.–12. Jahr Logik, Philosophie, Moral und Physik. Gleichzeitig setzte die militärische Ausbildung ein, auf der Unterstufe bereits der Tanzunterricht. Vom 13. Jahr an begann der Unterricht in der griechischen und französischen Sprache, dazu kamen Geographie und Geschichte, sowie eine Einführung in die Grundbegriffe der Rechtswissen-

¹⁾ Biogr. Lexikon, Bd. 53, S. 41. ²⁾ Gerard van Swieten hatte 5 Kinder, 3 Söhne u. 2 Töchter. Von den Söhnen starb einer während der Ausbildung auf dem Theresianum, der andere, Gilbert, überlebte seinen Bruder u. starb 1810 in Wien als Legationsrat. ³⁾ Vgl. Österr. Nationalenzyklopädie, Bd. 5, S. 337f. — Nachforschungen von seiten der Direktion des Theresianums blieben leider ohne Ergebnis.



Gottfried van Swieten
Kupferstich von J. E. Mansfeld

schaft, der sich die adligen Zöglinge mit Vorliebe zuwandten. Ferner wurde Reitunterricht gegeben und ein größeres Gewicht auf die Erlernung der alten Sprachen gelegt. Vorträge über Altertümer, Waffenkunde und Diplomatie traten ergänzend hinzu. Erasmus Fröhlich muß hier erwähnt werden als Lehrer van Swietens¹⁾, er hatte außer dem griechischen Sprachunterricht die Anfangsgründe der Numismatik zu lehren.

Die Erziehung war streng. Die Zöglinge wohnten in Gruppen zu 10 auf einem Zimmer unter beständiger Aufsicht eines Studienpräfekten (Jesuit). Sie mußten um 5 Uhr früh aufstehen, hatten nur wenige Ruhepausen (nach Tisch 1 Stunde) außer an den regelmäßig eingeschalteten Ausruhetagen, wo sie vor- und nachmittags 2 Stunden ausgeführt wurden. Der wissenschaftliche Unterricht geschah in der Zeit von 8—12 Uhr, nachmittags von 3—7 Uhr. Um 9 Uhr bereits wurden sie in den Schlafsaal geführt. Was die Kunst betrifft, so wurde Musikunterricht in Theorie und Praxis erteilt. Später hört man auch gelegentlich von Theateraufführungen²⁾ im Kreise der Zöglinge. Im übrigen war die Unterrichtsmethode stark mechanisiert. Der Unterrichtsstoff wurde memoriert und regelmäßig abgehört. Den Berichten³⁾ nach war es auch mit den Universitätsstudien nicht viel besser bestellt. In den Jahren, als Swieten im Studium begriffen war, erfolgte eine völlige Neuregelung (Erl. v. 16. 9. 1752). Darnach war zunächst ein 3 jähriger Vorkurs in Philosophie und allgemeinbildenden Fächern zu absolvieren. Der Lehrstoff verteilte sich folgendermaßen:

1. Studienjahr: Logik, Dialektik, Metaphysik.
2. „ Naturkunde, Physik, Ethik.
3. „ Geschichte und Eloquenz.

¹⁾ Siehe Nekrolog. ²⁾ „In der Theres. Ritterakademie sehen wir (1750—66) wiederholt Opern, Singspiele, Ballette u. Schauspiele mit Musik ausschließlich von den jungen Kavaliern dargestellt, die auf der Bühne und im Orchester vor den geladenen Gästen und dem kaiserlichen Hofe Proben ihrer Kunstfertigkeit ablegen.“ Pohl, Haydn I, S. 113. ³⁾ Kink, Geschichte der Universität Wien, S. 469. — Die Quellen werden in der Folge abgekürzt zitiert, eine genaue Titelangabe ist in dem Literaturverzeichnis am Schluß des Aufsatzes gegeben.

Daraufhin begannen die eigentlichen Fachstudien, wofür 4–5 Studienjahre vorgesehen waren. Die Fakultät stand unter Franz von Bourignon. Als Professoren lehrten:

O' Lynch	Geschichte.
Beck und Bogeriz	öffentliches Recht
Riegger	Kirchenrecht.
Banniza	Digesten
Popowitsch	Rhetorik.
Martini	Institutionen und Naturrecht.

An die $\frac{3}{4}$ stündigen Vorlesungen schlossen sich kurze Repetitorien an; am Abschluß jeder Woche ein halbstündiges Exerzitium. Nach Ablauf von 2 Monaten eine $1\frac{1}{2}$ stündige Disputation in Gegenwart der Fakultät; im August jeden Jahres ein Abschlußexamen, worauf die Einstufung in die obere, mittlere oder untere Laufbahn je nach der erreichten Gesamtzensur zu erfolgen hatte. Für die Zulassung zur diplomatischen Laufbahn war das Prädikat „ausgezeichnet“ verlangt. Die Examina waren in der Hauptsache mündlich und auf eine Gedächtnisleistung zugeschnitten. Aus den späteren Gesandtschaftsberichten, speziell über die Unterredungen mit Friedrich dem Großen (1771–77) geht hervor, daß van Swieten ein hervorragendes Gedächtnis besessen haben muß, das ihn befähigte, längere Ausführungen in vollem Wortlaut seinen Berichten einzugliedern. Weiterhin werden als außergewöhnlich seine Sprachkenntnisse gerühmt. Sein Vater war ein besonderer Freund der griechischen Sprache und sah darauf, daß der Sohn sich in intensivster Weise mit Sprachstudien beschäftigte. Mosel¹⁾ berichtet, daß Swieten aus dem Theresianum in griechischer Sprache mit dem Leibarzt korrespondieren mußte. Ein Fragment aus dem Jahre 1752 (?) ist durch einen eigenartigen Zufall auf uns gekommen. Swieten studierte damals und sollte auf Wunsch des Vaters eine Handschrift des Theodorus Hermopolita aus dem Bestand der Hofbibliothek für das Sammelwerk „Novus thesaurus iuris civilis et canonici“ kopieren, das Gerard Meermann in Rotterdam bearbeitete. Der

¹⁾ Geschichte der K. K. Hofbibliothek, S. 146.

Kodex ist im 6. Band (Hagae 1753) enthalten. Swietens Mit-
arbeit wird im Vorwort anerkannt. Bei der Übersendung der
Abschrift benutzte Swieten die Gelegenheit, und erinnerte in
einem angehängten Brief seinen Vater an ein früheres Ver-
sprechen, ihm Reitunterricht erteilen zu lassen. Die Möglich-
keit dazu war den Zöglingen gegeben, doch hatten sie für die
Kosten selbst aufzukommen. Die selbstbewußte Art, in der
der Student seine Interessen wahrnimmt, ist bezeichnend.
Der Brief, den der Herausgeber anscheinend nicht als fremden
Zusatz erkannt hatte, erhielt von ihm eine kurze Einleitung,
sowie eine lateinische Übertragung (der Kodex wurde griechisch-
lateinisch ediert); das Ganze sei als Kuriosum hier mitgeteilt:

Denique in plagula separata apographum Swietenianum sequentem exhibet
arenam sine calce, in qua describenda nec litteram nec distinctionem nec
apicem mutabimus, sed illius emendationem ingenioso alicui Oedipo, cui
tanti videbitur, relinquemus. Latine tamen interpretabimur, quantum
poterimus.

Τέλος τοῦ συγγράμματος θεοδώρου
έρμοπολίτου ἄρχη ἔστω αἰτήσεως
ἤδη μὲν συγχωρηθείσας ἄλλα πάλιν
ἀπαρνούμενης. συνεχώρησας ἵππι-
κὴν ἐργάζεσται, διὰ καταβολὴν ὡς
ἔδοξε ἀδίκην ἀπερνήσω. εἰ μὲν κα-
ταβολὴ ἀφίεται, ἀλλ' οὐ πιστεύσεις
μηδὲ ἐγὼ ναὶ ψευσθήσομαι. κατα-
βολὴ οὐκ ἀφείσε [αν?] μηδὲ ὅμως
οὐ διαλέγεται. διέλυσα ἐγὼ κατα-
βολὴν καὶ διέλυσα ἕξ ἀργυρίου εμοῦ
τοῦτ' ἔστι ἐκ τοῦ ἀργυριοῦ ὃ μητρὸς
καὶ σοῦ ἐλευθερία ποτὲ ἐπόρισε ἵνα
μὴ κακῶς ἔχης πολλὴν δέησιν ποι-
οῦμαι ἀλλ' ἕα μᾶλλον κάρπους τοῦ
ἐμοῦ ἀργυρίου ἐμὲ καταλαμβάνειν.
τοῦτ' ἔστι ἵππικὴν ἐπέκεινα ἐργά-
ζεσται. τοῦτ' ἐλπίζω καὶ οὐ κενὰς
ἐλπίδες ἔσεσθαι πείθει δι' αὐτοῦ
σπευδῶμενος. . . τέλος τοῦ συγ-
γράμματος θεοδώρου ἐρμοπολίτου.

Finis operis Theodori Hermo-
politae. Initium sit petitionis
iam quidem concessae, sed
rursus negatae. Concesseras
[mihi artem] equestrem exer-
cere; propter pensionem ut
videtur, iniquam negavisti. Si
quidem pensio remissa sit, sed
non credideris neque ego et
mentitus fuero: pensio non
remissa est, neque tamen non
persoluta. Solvi ego pensionem,
et solvi ex pecunia mea, hoc
est, ex pecunia quam matris
et tua manumissio aliquando
praebuit. Ut ne male feras ad-
modum precor; sed sine potius
fructus pecuniae meae me per-
cipere, hoc est [artium] eques-
trem ultra exercere. Hoc spero,
neque, vanas fore spes persua-
det... finis operis Theodori
Hermopolitae. (S. 872)

Ein klassisches Griechisch wird man in diesen flüchtigen Zeilen kaum erblicken können, ganz abgesehen von den öfters fehlenden Akzenten, die hier ergänzt worden sind, da sie möglicherweise vom Drucker vergessen wurden. Im übrigen hatte Swieten damals andere Dinge zu überlegen. Er stand vor dem Abgangsexamen und konnte 1752 folgende Abhandlung im Druck erscheinen lassen:

DISSERTATIO POLEMICA

De
JURE REPRESSALIARUM
Inter
STATUS AC MEMBRA IMPERII
Exule

Auctore
GODEFRIDO L. B. Van SWIETEN
In Collegio Regio Theresiano Nobilium
Eruditorum Examini Submissa
Die XVI. Septembris An. MDCCLII

Juvenalis Sat. I. V. 168.
Inde ira et Lacrima: tecum prius
ergo voluta Hac animo ante tubas:
galeatum sero duelli Paenitet.

VIENNAE AUSTRIAE
IN TYPOGRAPHIA TRATTNERIANA

Diese Dissertation (VIII, 52 S.) vertritt die Stelle einer Klausurarbeit bei der Abgangsprüfung; sie diente keinesfalls als Promotionsschrift. Aus der Vorrede, in der Swieten seine Schrift dem Kaiser widmet, geht hervor, daß damit die Studien¹⁾ auf dem Theresianum beendet waren. Das Thema wird in 21 Paragraphen abgehandelt, worauf der Referent Christian August Beck, ord. Professor des öffentlichen Rechts die Feder zu einer lobenden Anerkennung ergreift und zum Zeichen seiner Zufriedenheit über diese wohlgelungene Abhandlung einen eigenen Beitrag: „de bello repraesentativo“ folgen läßt. Auf den Inhalt und die Anlage des Ganzen näher einzugehen verbietet sich aus sachlichen Gründen.

Aktenmäßige Berichte über Swietens Begabung im einzelnen und seine Studienfolge stehen bisher nicht zur Verfügung. Doch lassen sein späteres Verhalten bei der Studienreform, sein Auftreten als Gesandter und seine Wirksamkeit an der Hofbibliothek eine Reihe von Rückschlüssen zu, die hier zu erörtern sind. Die vielseitige Begabung des Leibarztes, der bereits anfangs der fünfziger Jahre in den erblichen Freiherrnstand²⁾ erhoben worden war und sich ein beträchtliches Vermögen erwerben konnte, hat Gottfried nicht geerbt. Was ihm abging, waren der Weitblick des Vaters, seine praktische Einstellung, die die ärztliche Tätigkeit in der Armenfürsorge zu erweitern geeignet war und seine außerordentliche Energie. Zum Reformator fehlten dem jüngeren Swieten die Führereigenschaften, wie sie der Leibarzt auf Grund seiner höheren Intelligenz und seines ganz anders gearteten Entwicklungsganges besaß. Das abgeschlossene Leben auf dem Theresianum vom 11. bis zum 18. Lebensjahr verhinderte den Kontakt mit den realen Bedingungen des Lebens und mit dem Volk, dessen

¹⁾ Eine Vita ist nicht beigegeben; aus Becks Lobrede geht hervor, daß Sw. kurz vor der Einreichung das 23. Lebensjahr begonnen hatte, sein Geburtstag also im August oder September gewesen sein mußte. ²⁾ Die Angabe 1758, wie sie sich durchgängig findet, muß auf einem Irrtum beruhen, denn Gottfried bezeichnet sich bereits 1752 im Vorwort zu seiner juristischen Abhandlung als L[iber] B[aro].

Psyche Gottfried als Stammesfremder nur geringes Verständnis entgegenbringen konnte. Die jesuitische Erziehung mußte seinen Eigenwillen brechen und machte aus ihm eine mehr subaltern gerichtete Persönlichkeit, die sich weitgehend an Vorbilder anlehnen, an bestehende Verhältnisse anpassen konnte. Nicht zuletzt ist bei seiner Entwicklung zu berücksichtigen, daß sie 38 Jahre unter dem Schatten der Größe des Vaters stand, der in den drei Jahrzehnten seines Wirkens dem österreichischen Hochschulwesen seinen Stempel aufdrücken konnte.

Was seine geistige Begabung betrifft, so konnte er sich gleich seinem Vater ein universales Wissen und erhebliche philologische Kenntnisse aneignen. An die Stelle der ärztlichen traten bei Gottfried literarische Studien. Jurisprudenz hat er nur für die Zwecke des Universitätsabschlusses studiert und (soweit ersichtlich) später kaum weiter betrieben. Zur Gelehrtenlaufbahn fehlten ihm die treibenden Elemente und die Fähigkeit, den Dingen auf den Grund zu gehen. Seine Studien gingen mehr in die Breite als in die Tiefe. Mit den Ergebnissen ist er, wie wir noch sehen werden, wenig an die Öffentlichkeit getreten. Sein geistiger Horizont ist im wesentlichen nicht auf der Universität, sondern im Laufe seiner Tätigkeit im diplomatischen Dienst, hauptsächlich am Hofe Friedrichs des Großen festgelegt worden.

Das Ansehen und die Beziehungen des Vaters eröffneten Gottfried van Swieten nach Abschluß der juristischen Studien den Zugang zum diplomatischen Dienst. Wo er die erste Einführung erhielt, ist nicht überliefert. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er 1–2 Jahre in der Wiener Hofkanzlei unter den Augen des Fürsten Kaunitz¹⁾ gearbeitet hat, der seinerzeit die

¹⁾ Beer gibt in seiner Darstellung leider keine speziellen Angaben über die Ausbildung van Swietens im diplomatischen Dienst, sondern bemerkt nur kurz: „ein Liebling des Fürsten Kaunitz, der sich große Mühe gegeben hatte, in mündlichen Gesprächen und schriftlichen Auseinandersetzungen, den talentvollen Mann in die Grundsätze des politischen Systems einzuweißen, welches er seit 1756 als Norm gebend ansah“ (I, 8). Als Beispiel gibt er den Wortlaut der Instruktion von 1770 beim Antritt der Berliner

Berufung des Leibarztes bewerkstelligt hatte und in der Folgezeit auch dem Sohn seine besondere Gunst zuteil werden läßt. Die Aktenberichte setzen erst mit dem Jahre 1763 ein. Swieten befand sich in Wien und wurde auf Antrag des Kanzlers durch kaiserliches Dekret vom 29. Februar 1763 zum Residenten in Warschau mit einem Gehalt von 6000 Gulden ernannt. In der Niederschrift über den Vortrag des Fürsten Kaunitz bei der Kaiserin am 30. Juni 1763¹⁾ wird diese Tatsache ausdrücklich erwähnt und dazu bemerkt: „weilen aber andere Verhältnisse eintraten, war der junge Baron einstweilen nach Paris mit 4000 fl. abzusenden, damit er sich unter der Anleitung des Grafen von Starhemberg in den wichtigsten Staatsgeschäften üben und zu seinem künftigen Posten desto geschickter machen, auch dem Augspurger Congress beywohnen möchte.“

Der Kongreß in Augsburg trat jedoch nicht zusammen, Swieten befand sich bis zu seiner endgültigen Absendung nach Warschau, die im Oktober erfolgte, bei der Pariser Botschaft. In Warschau finden wir ihn vom 6. November 1763 bis 24. Juli 1764 tätig. Seine Selbständigkeit reicht nur bis Anfang Januar 1764, wo der neuernannte ordentliche Botschafter, Graf Mercy-Argenteau eintrifft. Seine Aufgabe²⁾ war, die Stimmung des polnischen Adels bezüglich der Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum polnischen König zu erforschen, bei Widerständen vorsichtig mit dem Eingreifen Österreichs zu drohen und das Verhalten von Preußen und Rußland in dieser Sache zu beobachten. Kaunitz gibt seiner Zufriedenheit mit den ersten Berichten Swietens am 26. November 1763 in einem Schreiben Ausdruck, wobei er unter anderem bemerkt: „so habe ich mit vielem

Gesandtschaft (I, 8f.). Sein Gesamturteil: Van Swieten war ein hochgebildeter Mensch, aber Originalität als Staatsmann oder Diplomat besaß er nicht, ist völlig zutreffend. ¹⁾ Wien, Staatsarchiv. Von einem früheren Aufenthalt bei der Gesandtschaft in Brüssel (vgl. den Artikel in der A. D. B.) läßt sich kein Nachweis erbringen. In den betreffenden Akten wird sein Name nicht genannt laut Auskunft des Staatsarchivs. ²⁾ Die Instruktion für sein Verhalten ist in mehreren Aktenstücken nach persönlichen Angaben des Kanzlers niedergelegt worden.

Vergnügen wahrgenommen, daß dieselben sich bey der ersten glücklichen Gelegenheit [eben]so aufmerksam, als vorsichtig und prudent benommen haben . . . daß dero bisheriges Betragen vollkommenen Beyfall findet . . .“

Die polnische Nachfolge wurde indessen anders geregelt. Nach dem Tod des sächsischen Kurfürsten August III. kam nicht sein Nachfolger auf den polnischen Thron, sondern ein Günstling Katharinas II., Fürst Stanislaus Poniatowski (1764–95), die Wahl wurde von Preußen unterstützt und Österreich mußte sich fügen. Im September 1764 ist Swieten bereits wieder in Wien und sucht nun in geschickter Weise durch Kaunitz²⁾ eine Sonderbewilligung bei der Kaiserin zu erwirken, als Ersatz für unvorhergesehene Ausgaben in Warschau. „Anhero Reise“ sieht er nur „als temporale Entfernung von seinem Posten an, da auch die allerhöchste Meynung dahin gehen dürfte, ihn zu seiner Zeit wieder nach Warschau zurückzusenden“. Kaunitz stimmt für die Bewilligung der angeforderten 1000 fl. und außerdem für den Weiterbezug des bisherigen Gehalts von 6000 fl. bis zur definitiven Entscheidung, ob er nach Polen zurückkehren solle oder anderweitig anzustellen sei. Die Kaiserin genehmigt den Vorschlag und Swieten ist durch diese Bezüge nunmehr unabhängig von der väterlichen Unterstützung. Über seine Tätigkeit bis zum Jahre 1769 fehlen jegliche Berichte. Da sein Name im Staatsschematismus nicht auftritt, ist anzunehmen, daß er ohne feste Anstellung in Wien und auf Reisen lebte. In diese Jahre fällt die erste eingehende Beschäftigung mit der Musik und zwar sowohl mit der Geschichte und der Theorie, als auch praktisch mit den Elementen der Komposition. Der Unterricht im Klavierspiel konnte diesen Bestrebungen nur förderlich sein. Seinen sinfonischen Kompositionen nach ist es wahrscheinlich, daß er außerdem ein Streichinstrument beherrschte; in früheren Jahren kamen bei seinen Hauskonzerten vorzüglich Streichquartette zum Vortrag. Nachrichten über die

¹⁾ Vorträge des Fürsten Kaunitz über Swietens Anstellung vom 16. 5. und 22. 9. 1764 im Wiener Staatsarchiv.

Art, wie er diese Studien betrieb, seine Lehrer und seine Fähigkeit als Klavier- und Violinspieler sind nicht erhalten; der Eingangssatz seines Briefes¹⁾ an Gottfried Härtel vom Dezember 1798 gibt eine knappe Andeutung, wenn er im Alter von sich sagen konnte:

„ich bin überhaupt, was Musik betrifft, in jene Zeiten zurückgetreten, wo man es noch für nötig hielt, die Kunst, *ehe man sie ausübte, ordentlich und gründlich zu lernen*“ . . .

Weiterhin trieb er in dieser Zeit besonders umfassende Quellenstudien für eine beabsichtigte Hochschulreform, die sich darüber hinausgreifend auch auf den Elementarunterricht erstrecken sollte. Die Maßnahmen seines Vaters in der medizinischen Fakultät standen ihm dabei als Vorbild vor Augen. Es ist anzunehmen, daß ihn seine Reisen, über die nichts näheres überliefert ist, über Göttingen und Brüssel geführt haben. Die Göttinger Universität besaß damals schon einen großen Ruf wegen der modernen Einrichtung, die sie unter Münchhausens Einfluß immer mehr ausbauen konnte. Nach den Niederlanden dürften ihn die verwandtschaftlichen Beziehungen geführt haben, ein Aufenthalt bei der Gesandtschaft in Brüssel läßt sich entgegen den mehrfachen Erwähnungen nicht belegen, obschon er wahrscheinlich ist.

Die Tätigkeit im diplomatischen Dienst ließ eine gesteigerte Beschäftigung mit den modernen Sprachen angebracht erscheinen. Nach dem Nekrolog zu schließen, hatte Swieten sich auch in der italienischen und spanischen Sprache zu üben. Cervantes, Ariosto und Tasso gehören zu seinen Lieblingsschriftstellern. Im Jahre 1768 finden wir den Freiherrn als Reisebegleiter des Herzogs Karl von Braganza. Im Oktober 1768 wurde Brugg in der Schweiz berührt und dabei die Bekanntschaft Johann Georg Zimmermanns gemacht. Ein Brief Zimmermanns²⁾ vom 28. 11. 1768 bezieht sich auf dieses Treffen, er schreibt unter anderem folgendes:

¹⁾ Der volle Wortlaut wird später mitgeteilt werden. ²⁾ Johann Georg Zimmermann: Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausgegeben

„Vor 14 Tagen sah ich ebenfalls einen Blutsverwandten des Königs von Portugall (1), den Herzog von Braganza. In meinem Leben habe ich einen aufgeklärteren, von allen Vorurtheilen freyeren Herrn nicht gesehen; er sprach mit mir sehr Vieles von der Religion, von den Jesuiten, der Inquisition, dem Papst, alles nach meinem Herzen. Er ist letzten October mit dem jungen Herrn Baron von Swieten durch Brugg passiert, er sagte mir, daß ihm meine Vaterstadt recht wohl gefallen, und besonders eine nahe gelegene Gegend, die nach seiner Beschreibung Gebenstorf ist. Dieser Herzog von Braganza wohnt sonst in Wien, er hat von dem König in Portugall eine kleine Pension von 100 000 Thaler, mit dem Bedinge, daß er dieselbe außerhalb Portugall verzehre . . .“

Der Verkehr mit dem Herzog ist für Swieten von einschneidender Bedeutung geworden, weshalb auf seine Persönlichkeit hier etwas näher eingegangen werden soll.

Braganza war in Portugal durch seine Tapferkeit und ein sehr ritterliches Wesen populär geworden, er wurde Kriegsminister, mußte aber außer Landes gehen. weil seine wachsende Beliebtheit dem König gefährlich schien. Seine erheblichen Einkünfte gestatteten ihm große Reisen, die sich nicht auf Europa beschränkten. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges trat er freiwillig ins österreichische Heer ein und erwarb sich durch persönliche Tapferkeit und Freigebigkeit die Hochachtung sowohl der österreichischen Führer, als auch der Gegenseite. Nach Kriegsschluß wurde er von Kaunitz sehr ehrenvoll empfangen und ließ sich anscheinend dauernd in Wien nieder, von Zeit zu Zeit kleinere Reisen unternehmend, die ihn speziell nach Deutschland und Frankreich führten. Auf einer solchen, vielleicht der von 1768, wurde er von Friedrich dem Großen in Potsdam empfangen, der König soll seiner Bewunderung in folgenden Worten Ausdruck gegeben haben: „c'est par mes grandiers, monsieur le duc, que je vous connais; c'est par eux que je sais qu'ils n'ont jamais en devant eux d'homme plus intrépide que vous, ni d'aussi généreux. Je me trouve heureux de vous

von Albrecht Rengger. Aarau 1830, S. 96. Für die Ermittlung der Stelle, die bei Abert ungenau zitiert ist (Mozart II, S. 86, Anmerkung 2 [Zimmermann, Briefe, S. 69 (!)]), bin ich Herrn Dr. Krabbe, Berlin, zu Dank verpflichtet. Über den Herzog v. Braganza vgl. Abert, Mozart I, S. 119 und die dort zitierten Quellen, sowie Hanslick, *Gesch. des Konzertwesens*, S. 102.

exprimer ici leur reconnaissance. Quels hommages! et par quels témoins, par quels juges de la gloire ils étaient rendus!“ In Wien verkehrte der Herzog schon vor seiner Heirat in den besten Kreisen, und gehörte unter anderem zu dem musikalischen Liebhaberkreis um Lord Stormont, in dem nach Burneys Bericht (Reise II, S. 105 u. 108 f.) die Gräfin Thun, Gluck, Starzer und Weigl musizierten, mit denen auch Swieten verkehrte. Hier wurden unter anderem Haydns Quartette oft gespielt, die Einführung Swietens scheint sehr wahrscheinlich, sie dürfte von Kaunitz vermittelt worden sein.

Der Verkehr mit dem Herzog war für Swieten in jeder Beziehung nur vorteilhaft. Abgesehen von seinen guten Charaktereigenschaften, hegte er sehr liberale Anschauungen in religiöser und politischer Hinsicht und besaß gründliche Kenntnisse in der Literatur und Musik. In seinem Salon hatte zu Beginn des Jahres der junge Mozart musiziert, als er mit seinem Vater nach Wien kam. Sein Wesen mußte Swieten stark imponieren, auch konnten die beiderseitigen musikalischen Neigungen dem Kontakt nur förderlich sein. Weitere Einzelheiten über die Reise, die über München (?), Berlin (?), Hannover schließlich nach Paris führte, wo der Herzog große gesellschaftliche Beziehungen besaß, sind nicht bekannt. Aus dem Pariser Aufenthalt aber ist überliefert, daß Swieten sich im Frühjahr 1769 in Gemeinschaft mit Monsigny und Philidor an der Komposition von Favarts *Rosière de Salency* beteiligte. Der Anteil im einzelnen ließ sich bisher nicht ermitteln. Der bekannte Literat Baron Grimm¹⁾ war nicht begeistert. Er schrieb damals:

„on prétend que le baron van Swieten, Monsigny et Philidor ont fournit (!) des morceaux; mais à l'exception de ce dernier... on peut attribuer le reste à qui l'on voudra, cela est également mauvais, suivant les gens qui écoutent.“

Indessen hat man in neuerer Zeit bei genauerem Zusehen Grimms Urteile mehrfach als partiisch und unzuverlässig erkennen müssen, weshalb auch die vorliegende Kritik als

¹⁾ Melchior Grimm: *Correspondance littéraire*, tome VI, p. 263 u. 314.

problematisch anzusehen ist, bis die Quellenforschung die Einzelheiten klarstellen kann.

Im Sommer 1770 brach van Swieten den Aufenthalt in Paris ab und begab sich nach England. Er muß gründliche Sprachstudien getrieben haben, wenn der Schreiber des Nekrologs die Behauptung aufstellen konnte, daß er Englisch sprach „wie ein gebohrner Engländer“. Seine literarischen Neigungen gingen in diesem Falle über Hume und Miltons Werke vor allem zu Shakespeare, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß ihn ein Schreiben seines Gönners¹⁾ Kaunitz in Stratford erreichen konnte. Es mußte ihm von der österreichischen Botschaft in London nachgesandt werden, wo er sich vorgestellt hatte und empfehlen ließ. Der (wiederholte) Aufenthalt in England war indessen auch in musikalischer Hinsicht bedeutsam für die Entwicklung Swietens, er konnte ihn in persönlichen Kontakt mit Händels Musik bringen, vor allem mit seinen großen Oratorienkompositionen, die er nun an Ort und Stelle hören konnte. Die Aufführungen geschahen bekanntlich schon zu Händels Lebzeiten mit einem großen Apparat von Musikern, und in einer Besetzung, wie sie in Deutschland infolge der anders gearteten Verhältnisse nicht möglich war. Die Tradition war durch Christopher Smith, Arnold u. a. durchaus lebendig erhalten worden. Besonders beliebt waren damals die Oratorien Judas Maccabäus, Israel in Ägypten, Samson, Alexanderfest, Acis und Galathea und vor allem der Messias. Wir werden an anderer Stelle darauf zurückkommen in welchem ungeahntem Maße sich die hier empfangenen Eindrücke und Anregungen bei Swieten ausgewirkt haben. Zunächst muß dem äußeren Gang der Entwicklung Folge tragend, die Korrespondenz mit Kaunitz erörtert werden.

¹⁾ Das Verhältnis Swietens zu Kaunitz hat rasch freundschaftliche Formen angenommen; wieweit die Privatkorrespondenz, die Beer mehrfach zitiert, heute noch erhalten ist, ist mir nicht bekannt. Aus den bekannten Proben ist ersichtlich, daß hier vor allem kulturhistorisch eine beachtliche Quelle vorliegen würde. Nach dem Tode des Leibarztes war Swieten 1772 Gast des Fürsten Kaunitz (Oktober bis Dezember 1772). Beer I, S. 41, vgl. ferner S. 50—54.

Seit der Rückkehr aus Warschau im Herbst 1764 befand sich bekanntlich Swieten in Wartestellung. Sein Gehalt war ihm belassen worden. Die hohe Gunst, in der der Leibarzt bei der Kaiserin stand, wurde von diesem auch zugunsten des Sohnes in vorsichtiger Weise ausgenutzt. Als letzter Akt in dieser Hinsicht ist die Sicherung der Nachfolge in der Präfektur der Hofbibliothek anzusehen, die noch eben vor dem definitiven Antritt des Gesandtenpostens erfolgen konnte. Kaunitz andererseits hatte die Entwicklung seines Günstlings mit Interesse und Wohlwollen verfolgt und war sich völlig klar über das Maß von Qualitäten, das Swieten für den diplomatischen Dienst besaß. Seine Entwicklung ließ ihn für einen Posten zweiten Ranges geeignet scheinen, auf dem repräsentative Fähigkeiten und in politischer Hinsicht Zurückhaltung erforderlich waren, keinesfalls aber ein selbständiges Handeln. Im Jahre 1769 schien die seit längerem vorbereitete Frage der Neubesetzung der römischen Gesandtschaft akut zu werden, der bisherige Vertreter, Kardinal Albani, sollte verabschiedet werden. Die Wahl fällt auf Swieten, was erstaunlich erscheint und zugleich bezeichnend, wenn man berücksichtigt, daß Swieten nach eigener Angabe nie in Italien gewesen war und die Verhältnisse an der Kurie nicht kannte, Gesichtspunkte, über die Kaunitz zweifelsohne orientiert war. Man kann den Vorgang an Hand der Akten¹⁾ verfolgen, aus denen hier die entscheidenden Schriftstücke mitgeteilt werden.

Das Schreiben des Kanzlers, das Swieten in Stratford erreichte, lautet folgendermaßen:

Ihro Majestät haben mein Einrathen zu beangnehmen geruhet, daß künftighin die Stelle eines Kais. Königl. Ministers zu Rom nicht mehr von einem Geistlichen bekleidet, sondern hierzu ein anderes taugliches Subjectum bestimmt werden solle.

Diese allerhöchste Willensmeynung hat mir die angenehme Gelegenheit gegeben diejenigen vorzüglichen Eigenschaften bey Ihro Majestäten geltend zu machen, welche Euch zu dieser Stelle besonders geschickt und geeignet ansehen lassen.

¹⁾ Für die Überlassung und mehrfache spezielle Auskünfte bin ich der Direktion des österr. Staatsarchivs in Wien zu Dank verpflichtet.

Ihro Majestäten haben die Auswahl gutgeheißen und sind geneigt Euch zu Allerhöchst dero Bevollmächtigten Minister bey Seiner Päpstlichen Heiligkeit zu ernennen, eine Bestimmung, die sowohl in Anschauung des Hofes und der Geschäfte an sich selbst, als besonders die Rücksicht auf die dormaligen kritischen Umstände eine der ansehnlichsten und wichtigsten ist, folglich Eurer die beste Gelgenheit verschaffet, sich um den Staat verdienstlich zu machen, und das Allerhöchste Vertrauen auf dero Eigenschaften immer mehr zu befestigen.

Ich habe die Ehre hiervon Euch vorläufig zu benachrichtigen und erwarte dero fördersamste Äußerung ob dieselben wie ich zum Voraus gar nicht zweifle, diese Allerhöchste Gnade anzunehmen gesinnt seyen, wo ich sodann Euer das Weitere zukommen zu lassen nicht ermangeln werde und inzwischen . . .

Wien, den 13. August 1769.

Darauf antwortete Swieten folgendes:

Durchlauchtig-Hochgebohrner Reichs Fürst

Gnädiger Herr

Euer Fürstlichen Gnaden gnädige Zuschrift vom 19ten lezt abgewichenen monaths Habe ich die Ehre zu erhalten eben da ich mich auf einer kleinen Reise befinde um den inneren theil Englandes in augenschein zu nehmen. Euer Fürstlichen Gnaden werden leichter ermessen als ich es würde ausdrücken können, was für regungen der Inhalt dieses Schreibens in meinem erkenntlichen gemüth habe erwecken müssen, da ich der auswahl meiner wenigen persohn Für eine so ansehnliche und wichtige Bestimmung keinen anderen Beweggrund als die von Hochderselben mir jederzeit Bezeigte gnädigste gesinnung beymessen kann. Euer Fürstlichen Gnaden geruhen daher vorzüglich meine unterthänige und lebhafteste Danksagung zu empfangen.

Das eintzige Bedenken, welches bey mir billig fürwalten sollte die bestimmte allerhöchste Gnade anzunehmen, rühret von dem Gefühl meiner Schwachheit, es ermuntert und erhebet mich aber das von Euer Fürstlichen Gnaden in mich setzende schmeichelhafte Vertrauen so sehr, daß ich hoffe unter Hochdero reichen Anleitung den mangel meiner Fähigkeit durch jenen ohnermüdesten Eyfer zu ersetzen, welcher mich mit Verlangen der Gelegenheit entgegen sehen machet, mich dem allerhöchsten Dienst einigermaßen nützlich zu erzeigen.

Euer Fürstlichen Gnaden geruhen meine alleruntertänigste Bereitwilligkeit zum Fuß des Thrones zu bringen, der ich in Erwartung weiterer Befehle mich zu hochdero protection und gnad empfehle und mit aller veneration beharre

Stratford, den 8ten Sept. 1769.

Euer Fürstlichen Gnaden
unterthänig-gehorsamster Diener
Gottfried Frh. v. Swieten.

(Vgl. die Faksimilereproduktion.)

Durchlauchtig-Hochgebotener Reichs Fürst
Ernährter Herr



Ihr Fürstlichen Gnaden gnädige Geduld! In dem
19^{ten} Inst verzeihen mancher Zeit ist die Ehre zu
erhalten aber ich muß auf eines Leibes Seite
Lust in dem inneren Teil zugewandt in diesen
zu nehmen.

Ihr Fürstlichen Gnaden werden Euer
am besten als ich nicht würde und über den Comman, wird hier
ragungen als Inhalt dieses Zustand in manchen
nicht unbilligen Gemüth habe erwarten müssen, ich ist
da die Wohl meiner wenigen zu setzen für mich zu
empfinden und wichtige Bestimmung Einnahm. von dem
Lohnung Grund als die von sich selbst mir und die mit
Lohnung gnädigste Bestimmung Einnahme von Euer
Fürstlichen Gnaden anrufen Ich werde herzlich
mein unterthänig und Ergebensten Anbeterung
zu neigen.

Das einzige Erdenken, welches ich mir
Lieber fürwahrten sollte die Bestimmung aller Dinge

Ans. H. K. Personalia S.

Faksimile eines Briefes von Swietens an Kaunitz
(Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien)

erwacht von seinen Mann, rüfend dass ihm gefühl meiner
Schweffrit, ad nominatorem und angebot mich oder ich werde
Euer Fürstlichen Gnaden in mich jetzandh Spaciel
jetzta hartonian so jetzta, dass ich jetzta unter Gorfdero
wäfen und lading den managal manar für gkuthation
janan ofnarmüchfen jetzta zu jetzta jetzta, wäufet mich
mit der ladingen der gkuthation jetzta und gkuthation jetzta
mich dem jetzta jetzta jetzta jetzta jetzta jetzta
jetzta jetzta jetzta

Euer Fürstlichen Gnaden garichem manar
allasintartheimigke-Barnitwilligheit zum jetzta
jetzta jetzta jetzta, der jetzta jetzta jetzta jetzta
jetzta jetzta jetzta jetzta jetzta jetzta jetzta
jetzta jetzta jetzta jetzta jetzta jetzta jetzta

Euer Fürstlichen Gnaden

Stratford An 8^{ten} Sept. 1769

unterthönig-geliebtester Diener
Gottfried v. S. S. S.

Am 5. November referiert Kaunitz vor der Kaiserin und schlägt die Ernennung zum außerordentlichen Gesandten in Rom vor, mit einem Gehalt von 12 000 Gulden. Der Vorschlag wurde genehmigt, Swieten am 9. November benachrichtigt und in dem Schreiben die sofortige Rückkehr nach Wien angeordnet. Im folgenden Brief legt Swieten die Gründe der Verzögerung seiner Rückkehr dar.

Durchlauchtig Hochgebohrner Reichs Fürst
Gnädiger Herr.

Euer Fürstlichen Gnaden gnädige Zuschrift vom 9ten lezt abgewichenen Monaths ist mir aus England durch den alda residirenden Herrn Legations-Secretaire Baron von Raigersfeld überschicket worden und nicht eher als am heutigen Tage zugekommen. Ich würde nicht einen Augenblick verweilen Hochdero gnädigen Befehle zufolge alsogleich die Reise nach Wienn anzutretten; es hat aber Herr Bottschaffter Graf von Mercy anständig zu seyn erachtet, daß ich bey meiner hiesigen Durchreise dem Herrn Duc de Choiseul meine Aufwartung machen solle. Da dieser Ministre nun wegen des Todfalles seines Herrn Vattern sich auf einige Tage eingezogen hält, so bin ich gezwungen künfftigen Dienstag abzuwarten, wornach mich also gleich auf die Reise begeben und selbe dermaßen beschleunigen werde, daß ich noch vor Weynachten in Wienn eintreffen möge. Ich hoffe andurch und daß ich des Herrn Grafen von Mercy Anweisung folge Euer Fürstlichen Gnaden Absicht nicht entgegen zu handeln, und daß Hochdieselbe die verzögerte Erfüllung Dero hohen Befehlen keiner anderen Ursach als derselben späten Einlauffung zuzuschreiben gnädig geruhen.

Eine gleiche Nachsicht muß ich mir von Euer Fürstl. Gnaden gehorsamst ausbitten, wenn ich nicht im Stande bin jene Regungen auszudrücken, welche die durch Hochdero Schutz mir zufließend-ausnehmende Allerhöchste Gnaden in meinem danckbahren Gemüth erwecken; ich erkenne in vollem Maaß wie sehr diese alles was ich jemahls hoffen, noch mehr was ich jemahls verdienen konnte, übersteigen, und wie sehr es mir obliege durch die äußerste Anwendung meines Eyfers und Fleißes mich derselben nicht vollkommen unwürdig zu machen. In diesen Gesinnungen erwarte ich mit Verlangen den Zeitpunct, wo ich Gelegenheit haben werde, meine wenige Fähigkeit für den Allerhöchsten Dienst anzuwenden; mit gleicher Begierde sehe ich jenem Augenblick entgegen, wo ich das Glück haben werde Euer Fürstlichen Gnaden meine unterthänige Erkentlichkeit mündlich zu bezeigen, und Hochdieselbe jenes Respects und jener Ehrerbietung zu versichern mit welcher ich allstäts verharre

Euer Fürstlichen Gnaden

Unterthänig-gehorsamster

Paris den 6ten December 1769.

Gottfried Frh. v. Swieten.

Nach seiner Rückkehr nach Wien fanden mündliche Verhandlungen statt, die sich unter anderem um die Besoldung drehten. Swieten hatte sich mangels eigener Erfahrung bei anderen erkundigt und war zu der Überzeugung gelangt, daß die ausgeworfene Summe keinesfalls den Verhältnissen entsprechen könnte. Mündliche Verhandlungen hatten anscheinend nicht zum Ziel geführt, worauf der Leibarzt persönlich eingreift und ein Memorandum seines Sohnes der Kaiserin direkt überreicht. Die Aktion wurde mit Wissen und Billigung des Kanzlers unternommen, Swieten berichtet ihm nun:

Monseigneur,

J'ai l'honneur de mettre ci joint sous les yeux de Votre Altesse la copie du Memoire qu'elle m'a permis de faire présenter à S. M. par mon père. Je désire que votre Altesse en approuve le contenu, et qu'elle veuille l'appuyer auprès du Trône; ce n'est qu'après des informations pures de toutes parts, des calculs réitérés et après toutes les soustractions possibles que je me suis déterminé à demander la somme de 18.000 Fl. par an, qui après la deduction de l'arrha, et les pertes de l'agio, de la remise etc.: ne fera peut être que 16.000 Fl. effectifs, parcequ'il me paroît impossible de suffire avec moins à ce que la décence exige; je serois au désespoir que ma demande parut trop forte, et bien plus encore si elle étoit effectivement telle; je n'ai pu m'en rapporter qu'à ce que j'ai pu apprendre des autres d'un pays qui m'est entièrement inconnu, et lorsque je m'y suis rapporté je puis avoir l'honneur d'assurer Votre altesse que ce n'a été, qu'au rabais. Je serois bien content si S. M. vouloit avoir cette confiance en moi que de me permettre de lui rendre compte des dépenses après une année de séjour à Rome, je pourrois alors les déterminer avec connoissance de cause, et la somme de 18.000 Fl. étant fixée pour borner ces dépenses mon attention et mon but ne servit que de chercher à les diminuer.

Quant aux frais du premier établissement j'en ai indiqué les articles les plus couteux dans mon memoire, et si Votre altesse daigne considérer ce que doit emporter l'achat d'une vaiselle modique selon mon intention, de 6 à 8 chevaux d'une couple de voitures, des meubles nécessaires sans compter d'autres articles moins chers, mais qui ne concourent pas moins à grossir la dépense, et qu'on y ajoute les frais du voyage et du transport je me flatte qu'elle ne trouvera pas la somme de 10.000 Fl. que je demande à Sa Majesté, trop forte pour tant d'objets.

Je remets le tout volontiers à l'équitable décision de Votre altesse, je suis accoutumé à ne recevoir que des bienfaits de sa part, mon ame reconaisante me les retrace dans cesse, et c'est le seul titre que j'aye pour en demander de nouveaux. C'est dans cette confiance que j'ose lui rappeler ce qu'elle a bien voulu faire pour moi lors de ma mission en Pologne où reveté d'un

caractère qui n'obligeoit à aucune dépense surtout à coté d'un ambassadeur je n'ai pas moins par la protection de Votre altesse obtenu de S. M. un traitement de 8000 Fl. par an et 5000 Fl. pour mon établissement, sans compter un secours extraordinaire par mois pendant la Diète, qui faisoit doubler mes appointemens; ne suis je pas fondé après cela d'espérer un traitement également favorable en proportion du rang, où vos bontés m'ont élevé et qui exige une plus grande dépense? C'est aussi cette elevation qui ma fait aspirer à l'honneur d'être admis à l'appartement; votre altesse a bien voulu se charger d'obtenir H. H. M. M. l'agrément de cette demande qu'elle me permette de la renouveler ici, d'autant plus qu'elle m'a témoigné en approuver le motif, qui ne tend qu'à honorer d'avantage celui qui H. H. M. M. ont cru digne de les représenter dans un poste éclatant.

Je devrois ici faire mes très humbles excuses à votre altesse de mon importunité, mais je ne pourrois les trouver que dans sa bonté, qui seule me rassure, et ne me laisse rien à ajouter que les assurances de tout le respect avec lequel j'ay l'honneurs d'être

Monseigneur,

de votre altesse

le Très humble et très obéissant
Serviteur

G. B. de Swieten.

Vienne, le 17. Jan. 1770.

Dieses Schreiben erscheint in verschiedener Hinsicht von Interesse. Es ist zunächst ein Beispiel für die geschickte Art und Weise, in der Swieten schon damals seine Vorschläge und Interessen zu formulieren wußte und zu vertreten verstand. Gleich einem geschickten Anwalt rechnete er genau mit der Gegenseite und ihrer voraussichtlichen Einstellung und hatte, besonders wenn es sich um pekuniäre Bewilligungen handelte, stets Erfolg. So auch in diesem Falle, wo ihm durch Erlaß vom 3. 2. 1770 zu den 12 000 Gulden Besoldung 3000 fl. Pensionsgeld und weitere 3000 fl. für die Equipierung „aus besonderer Gnade“ bewilligt wurden. Im übrigen kam die beabsichtigte Verwendung in Rom nicht zustande, vermutlich infolge der Gegenmaßnahmen der römischen Kurie. Der Kardinal blieb auf seinem Posten und Swieten wurde ein halbes Jahr später durch Verfügung vom 18. 11. 1770 zum außerordentlichen Gesandten am preußischen Hofe mit einem Gehalt von 16 000 fl. ernannt. Dazu wurde ihm in einer geheimen Abmachung die spätere Nachfolge in der Stellung seines Vaters als Präses an

der Hofbibliothek garantiert. Sicher ein letzter Akt der Dankbarkeit von seiten der Kaiserin Maria Theresia gegenüber dem Leibarzt, dem sie sich seit der Errettung aus schwerer Krankheit (1768) besonders verpflichtet fühlte.

II. Swietens Aufenthalt in Berlin 1770–1777.

Es wurde bereits erwähnt, daß Kaunitz sich über die diplomatischen Fähigkeiten van Swietens, seinen Charakter und seine geistige Einstellung völlig im klaren war. Bei der Ernennung nach Berlin hatte die außergewöhnliche literarische Bildung und Gelehrsamkeit des Freiherrn den Ausschlag gegeben, man hoffte damit Friedrich dem Großen imponieren zu können und erwartete im stillen, daß seine geistigen und musikalischen Fähigkeiten rasch zu einem persönlichen Kontakt über das dienstliche Verhältnis hinaus führen würden. Im großen und ganzen genommen hat Swieten seinen Posten in Berlin wohl ausgefüllt; wenn er den Erwartungen nicht in allen Teilen entsprechen konnte, so lag dies an den Verhältnissen, die sich anders gestalteten, als man in Wien annehmen wollte. Die diplomatische Sendung Swietens war nicht leicht. Es handelte sich darum, in den mit den russisch-türkischen Kriegswirren zusammenhängenden Koalitionsfragen Preußen günstig zu beeinflussen und so vor allem für Österreich die drohende „russische Gefahr“ abzuwenden. Weiterhin waren die Unterhandlungen bez. der polnischen Frage in günstigem Sinne zu beeinflussen, nachdem Österreich eben zu Zeiten der Tätigkeit van Swietens in Warschau eine empfindliche Schlappe erlitten hatte. Swieten, den dabei keine Schuld traf, war ein guter Kenner der Verhältnisse in Warschau und sollte nun dem König einen Vorschlag von Kaunitz mundgerecht machen, der auf eine Schwächung Rußlands hinausging und das bestehende preussische Bündnis hätte zum Scheitern bringen müssen. Indessen war Friedrich rasch im Bilde und äußerte¹⁾ sich sofort in

¹⁾ Beer: Friedrich II. und van Swieten, 1874, S. 71.

drastischer Weise (Audienz vom 21.4.1772), als ihm Swieten die Ansprüche Österreichs auf Schlesien vortrug: „parbleu Messieurs vous n’êtes pas dégoûté, Vous avez bon appetit à ce que je vois“. Oncken¹⁾ berichtet eine sehr ironisch gefärbte Bemerkung: „so etwas könnte man mir vorschlagen, wenn ich die Gicht im Gehirn hätte, aber ich habe sie nur in den Beinen!“ Die Einzelheiten, soweit sie die Politik betreffen, brauchen hier nicht berücksichtigt zu werden, nachdem Adolf Beer die Berichte Swietens in extenso publiziert hat, wobei nur bedauerlich erscheint, daß die sehr interessante Privatkorrespondenz van Swietens nur auf vier Seiten berücksichtigt wurde und auf seine Ausbildung nicht eingegangen ist. Die politischen Aktionen sind insofern für Swieten von geringer Bedeutung, als er von Kaunitz ja nur als Sprachrohr benutzt wurde und von dem König auch sofort entsprechend genommen wurde. Seine Meinungen kommen uns heute, wo die Zusammenhänge im einzelnen klarliegen, reichlich naiv vor, seine Berichterstattung, die er sich immer wieder von Zeit zu Zeit vom König als wortgetreu bestätigen läßt, läßt jegliche eigene Meinung und Aktivität vermissen. Kein Wunder, wenn ihn Kaunitz schließlich nicht mehr genau orientiert, so daß er sich von Friedrich erst belehren lassen muß. Wozu noch kommt, daß der König durch eine raffinierte Maßnahme genau über die Pläne in Wien unterrichtet war. Maria Theresia konnte nicht schweigen und ihre Vertrauten ebensowenig. So hatte Friedrich zu ihren Lebzeiten eine Reihe von ausgesucht hübschen und gewandten „Emissairen“ in Wien stationiert, über deren Tätigkeit²⁾ ein Minister später spöttisch äußern konnte: „c’était alors le règne des soubrettes à Vienne, et un joli garçon . . . pouvait apprendre des choses indéterrables à tout le Corps diplomatique. J’ai vu quantité de rapports de cette espèce extrêmement bien faits“.

¹⁾ Oncken: Das Zeitalter Friedrichs des Großen, 1882, S. 508. ²⁾ Vehse: Geschichte des preußischen Hofes und Adels, Bd. 4, S. 268f.

Eigene Entschlüsse und Vorschläge erwartete Kaunitz nicht von seinem Gesandten, dafür verstand es dieser, sich ganz in die Ideenkreise seines Gönners und Lehrmeisters einzuleben und war auch dem König in seiner Art durchaus willkommen. Er hatte bei Kaunitz die Kunst des Zuhörens gelernt, verstand sich stets zu beherrschen, wurde nie aggressiv, wenn er gereizt wurde, sondern kleidete seine Gegenargumente stets in eine verbindliche Form. Den Fluß der Diskussion steigert er durch geschickt angebrachte Komplimente, im übrigen gefällt er sich in der Rolle des Naiven, der von dem Älteren einen guten Rat annimmt und gern bereit ist, wenn er sich trotz aller Vorsicht vergaloppiert hat, ein aufrichtiges *pater peccavi* anzustimmen. Als Beispiel kann auf den Bericht vom 5. März 1772 verwiesen werden. Ein wichtiges Moment in seiner Taktik liegt darin, daß er jeden Ich-Stil vermeidet und stets seine Ansicht in die Anschauungen und Worte der vorgesetzten Behörde kleidet, im übrigen zeigt sich bereits als Grundzug seines Charakters die Verantwortungsscheu.

Das Leben der auswärtigen Gesandten am preußischen Hofe war damals nicht beneidenswert. Der alternde König liebte keine Festlichkeiten, den geselligen Verkehr hatte er infolge der zunehmenden Beschwerden seines Gichtleidens fast ganz aufgegeben, auch die musikalischen Veranstaltungen waren sehr zurückgegangen, seitdem er das Flötenspiel aufgegeben und seinen Kapellmeister Ph. Emanuel Bach nach Hamburg entlassen hatte. Der Opernetat war stark vermindert worden, sein Interesse an diesen Dingen war erlahmt, im Vordergrund stand jetzt der Staat. Immer noch rege waren dagegen seine literarischen Interessen, er liebte es, bei den Audienzen der Gesandten abzuschweifen und schätzte Swietens Kenntnisse auf diesem Gebiete. Wenn dagegen der Nekrolog noch berichtet, daß er in jenen Jahren „nie einen Kammermusikus engagierte, der nicht zuvor bei van Swieten die Probe bestanden hatte“, so dürfte dieser Fall nicht häufig eingetreten sein; in der Überlieferung findet sich kein Beleg dafür. Seinen Ministern hatte

Friedrich den Verkehr mit den fremden Gesandten streng untersagt, für letztere war in der Person des berüchtigten Herrn Ellermann ein scharfer Aufpasser ernannt, so daß auch außerdienstlich ihre Bewegungsfreiheit stark gehemmt blieb. Swieten störte dies weniger, da er keine gesellige Natur war. Er benutzte seine freie Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten und fand auch bald Anschluß an Kreise, die seinen Neigungen weitgehend entgegenkamen.

Im Vordergrund steht die Musik, mit der er sich jetzt intensiv beschäftigt. Die Verbindung mit der Wiener Musik konnten die Konzerte der Kapelle des Prinzen Heinrich vermitteln, wo unter Salomons Direktion Sinfonien von Haydn mit Vorliebe gespielt wurden. Swieten hat Haydns sinfonische Kompositionen geschätzt, in seinem Besitz trifft Griesinger später sechs Nottornos und drei Sinfonien aus Haydns früheren Jahren, die Haydn bei der Gesamtaufnahme der Kompositionen vergessen hatte, aber sofort wiedererkannte. Der Zeitpunkt, an welchem die Beziehungen angeknüpft wurden, ist nicht bekannt. Den ersten sichergestellten Anhaltspunkt gibt Haydns autobiographischer Brief für das Sammelwerk des Ignaz de Lucca. Sein etwas polemischer Schluß bezieht sich auf die unvernünftige Kritik der Berliner und endigt mit den Worten: „über all das aber bemühen sie sich äußerst, alle meine Werke zu bekommen, ein welches mich der K. K. Gesandte zu Berlin, Herr Baron van Swieten, diesen verflossenen Winter, als derselbe in Wien war, versicherte“. Diese Unterredung könnte spätestens vor Weihnachten 1776 stattgefunden haben, denn 1777 war Swieten bereits abgelöst. Als Termin der Abfassung für Haydns Brief steht ziemlich sicher nun der April 1777.

Ein zweiter musikalischer Zirkel fand bei Swieten besondere Sympathien, es war der Kreis von Musikern, der sich um die Prinzessin Amalie scharte. Hier trat dem Wiener Gesandten eine Strömung entgegen, die seiner musikalischen Veranlagung in allen Teilen entsprach. Die Schule Sebastian Bachs hatte

während der Wirksamkeit Philipp Emanuels allmählich einen Kreis von überzeugten Vertretern gewinnen können, die auch nach der Abreise Bachs ihre Wirksamkeit behalten konnte. Sie fanden an der Prinzessin Amalie eine wesentliche Stütze; in ihren Räumen wurde von Marpurg und Kirnberger jene Bachgemeinde begründet, deren Einfluß sich schließlich in der Entwicklung der Singakademie auch weiteren Kreisen bemerkbar machte. Wenn Swieten später in Wien so sehr für das Wohltemperierte Klavier agierte, so konnte er diese auffällig hartnäckige Propaganda nur betreiben, weil er in Berlin dies Werk Sebastian Bachs aus erster Quelle überliefert bekommen hatte. Welcher von den Berliner Künstlern ihm Klavierunterricht erteilt hat, wissen wir nicht, die Wahrscheinlichkeit spricht für Kirnberger, den Kapellmeister der Prinzessin, dessen theoretische Werke ein weiteres Bindeglied bei dem Verkehr abgeben konnten. Eine Stelle aus einem später zu erwähnenden Brief von 1777 kann als Beweis angesehen werden, daß persönliche Beziehungen zwischen beiden bestanden haben. Ein gleiches gilt von Marpurg, der Swieten, wie sich später in Wien erwies, damals völlig für die von ihm vertretene Affektenlehre gewinnen konnte. In welchem Maße er davon eingenommen war, mußte Haydn bei der Komposition seiner letzten Oratorien erfahren. Auf die Bestrebungen der Berliner Theoretiker im einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort, das grundlegende Material hat Abert im 2. Band des Mozartwerkes kurz und treffend zusammengefaßt. Die Besprechung der theoretischen Abhandlung, die Swieten unter ihrem Einfluß verfaßt haben soll, um damit die philosophische Doktorwürde in Leyden zu erwerben, wird in anderem Zusammenhang erfolgen. Zunächst muß auf die Beziehungen zu Philipp Emanuel Bach eingegangen werden; sie sind von besonderer Tragweite für Swietens musikalische Einstellung geworden. Auf Philipp Emanuel Bachs Klavierwerke wurde Swieten in den Konzerten bei der Prinzessin Amalie nachdrücklich hingewiesen. Aber auch außerhalb dieses Kreises war Bach nach

seinem Weggang nicht in Vergessenheit geraten. In einem Brief Bachs an G. J. Breitkopf vom 16. 6. 1776 findet sich die Bemerkung, daß Swieten für seine Klaviertrios¹⁾, sowie für die Sonaten für Kenner und Liebhaber Subskribenten sammle. Wann der briefliche Verkehr zwischen beiden eingesetzt hat, ist nicht bekannt, sicher bestand er zu Beginn des Jahres 1773, als Swieten sechs Sinfonien²⁾ bestellte. Ihre Komposition hat der junge Reichardt teilweise miterlebt, als er sich im Sommer längere Zeit in Hamburg aufhielt und bei Bach verkehrte. Er berichtet³⁾ von einer Probeaufführung im Juli d. J. im Hause des Professors Büsching, wobei er die 1. Violine spielte, und bemerkt noch zu diesen Quartettsinfonien, daß Bach sich bei der Komposition⁴⁾ hätte gänzlich gehen lassen können, „ohne auf die Schwierigkeiten Rücksicht zu nehmen, die daraus für die Ausführung notwendig entstehen mußten“. Sie war für die Streicher nach seiner Ansicht⁵⁾ alles andere als musterhaft, weil Bach die genaue Kenntnis der Streich- und Blasinstrumente mangle, „woran die verkehrte Art, mit der er, der von Natur links war, einige der ersteren in seiner Jugend getrieben hatte“, schuld sein möge. Andererseits habe man mit Entzücken den originellen, kühnen Gang der Ideen und die große Mannigfaltigkeit und Neuheit in den Formen und Ausweichungen gehört. „Schwerlich ist je eine musikalische Komposition von höherem, keckerem, humoristischerem Charakter einer genialeren Seele entströmt.“

Die Beziehungen wurden rasch enger und scheinen nach einer Bemerkung in einem Manuskript von Swietens aus dem Jahre

1) Lt. Versendungsplan vom 21. 8. 1776 (brieflich an Breitkopf) erhielt Swieten von den neu gedruckten 3 Klaviertrios (Wotquenne, S. 90) 12 Exemplare. 2) Bisher ungedruckt. Thematisches Verzeichnis bei Wotquenne, S. 62. 3) A. M. Z. XVI, Sp. 28. 4) Eine eingehende Besprechung wird von E. F. Schmid in seiner (Tübinger) Dissertation über die Kammermusikwerke Ph. E. Bachs gegeben werden. Die Sinfonien (die nicht, wie Abert angibt, 1793 in Hamburg im Druck erschienen sind) werden demnächst von E. F. Schmid und R. Steglich in Nagels Archiv herausgegeben. 5) Reise, IV, S. 556 u. 531.

1774 zu einem Besuch in Hamburg geführt zu haben. Sie wurden für Swietens Einstellung zur Kunst besonders wichtig, weil sie nicht nur zur Bekanntschaft der Werke Bachs und der norddeutschen Schule überhaupt führten, die ihm wegen der charakterischen strengen Disziplin der Gedanken sehr sympathisch war, sondern auch die Kenntniss einer Reihe von Oratorien vor allem Händels vermitteln konnten, für deren Verbreitung sich Swieten später in Wien mit seltener Energie eingesetzt hat. Händel gehörte zu den Lieblingskomponisten der Prinzessin Amalie, ein Umstand, der zu einer Reihe von Oratorienaufführungen in Berlin geführt hat. Ihre Existenz blieb bisher der Forschung ziemlich verborgen, weil sich nur wenige und dürftige Notizen in der zeitgenössischen Literatur darüber erhalten haben. Nicolai¹⁾ nennt den Judas Maccabäus und das Alexanderfest unter den Oratorien, die in den 70er Jahren in Berlin gelegentlich aufgeführt wurden. Die Messias-Aufführung unter Hiller fällt bereits in eine spätere Zeit (1785), als Swieten wieder in Wien tätig war. Die Aufführungen seien mangelhaft besetzt gewesen und nur mittelmäßig oder gar schlecht ausgefallen. Als weitere Quelle kann ein Brief Emanuel Bachs an Kirnberger dienen. Er wurde von Kirnberger seinem Schreiben vom 25. 8. 1777 beigegeben, um damit die Lust zur Drucklegung bei Breitkopf zu steigern. Die Umstände sind von Schering in einem besonderen Aufsatz im Bachjahrbuch 1918 erörtert worden, wobei ein Teil des Briefes mitgeteilt wurde.

[an Kirnberger]

Liebster Freund!

Ich bin ganz jung worden, da ich sehe, daß meine Auferstehung vielen nicht gleichgültig gewesen ist. Ihre beyden Briefe haben mir viel Vergnügen gemacht. Hierbey erhalten Sie Ihre Anweisung zur Komposition in nuce und unserer großen Prinzessin meisterhafter Richterspruch ist vielen dawider. Meine Gedanken über beyde Stücke können Sie sich leicht vorstellen; aus denselben Absichten, die Sie haben, wünsche ich eine vernünftige Ausgabe der Choräle von meinem seel[igen] Vater. Ich bin zu allem bereit. Seyn Sie der Unterhändler. (1) muß der 2te Theil in angemerkten Erratis reine ausgemistet werden; (2) besorge ich den 3tten u. 4ten Theil u. alles zusammen

¹⁾ Siehe Bitter: Emanuel und Friedemann Bach. I, S. 242.

werden Sie mit Genauigkeit gütigst durchsehen; (3) muß auf allen 3 folgenden Theilen, so wie auf dem ersten mein Nahme stehen, alsdenn stehe ich für alles. Der Hauptpunkt ist dieser, daß ich voraus bezahlt werde, denn Birnstiel ist mir durchaus bekannt. Ich hatte ein Paar Bogen von der Messe abschreiben lassen, aber sie waren voller Fehler, ich habe sie daher zerissen u. schicke Ihnen das Original, halten Sie es ja sauber, u. schicken mir es nach genommener Abschrift wieder zu. Der Anfang ist schon etwas zerissen, das übrige aber gut. Bey der Wiederschickung belieben Sie nichts zu franquiren, ich zahle das Postgeld zuvor. *Gelegentlich* belieben Sie die Messe unserer Prinzessin zu zeigen. Wie sehr habe ich mich über das wiederhergestellte Händelsche Alexanderfest gefreut! O seyn Sie so gütig u. schicken mirs (aber ausdrücklich unfranquirt), ich wills hier mit allem Pomp öffentlich aufführen. Wie lüstert mich ebenfalls nach der Trauermusik auf die verstorbene Königin u. nach dem Te Deum laudamus, alles von Händel! Ich kann es kaum erwarten. Alles, alles soll bald mit den noch wegen Ihrer Gütigkeit in meinem Besitze seynden Sachen, *so wahr ich lebe*, sauber u. reinlich, ohne, daß Sie die geringsten Kosten davon haben, mit ergebenstem Danke wieder in Ihre Hände kommen. O wie sehr werden Sie mich verbinden. Tausend Complimente, unsern getreuen Da capo unvergessen, vermelde ich Ihnen! Leben Sie vollkommen wohl u. lieben Sie ferner

Ihren ewig treuen Freund und Diener

Hamburg, den 21. Juli 69.

Bach.

Von dem Briefwechsel Bachs mit Swieten ist bisher nichts bekannt geworden. Doch enthalten Bachs Briefe an Breitkopf von Zeit zu Zeit Bemerkungen, die sich darauf beziehen. Bach scheint demnach Swieten in regelmäßigen Abständen über seine Komposition und Konzertaufführungen¹⁾ berichtet zu haben. Das erbetene Alexanderfest von Händel kam am 23. September 1771 zur Aufführung. 1772 folgen zunächst in Privatkonzerten die ersten Messiasaufführungen. Dazu eines seiner Krönungs-Anthems, beide in englischer Sprache. Ende 1774 folgt ein Te Deum von Graun und der 8. Psalm von Bach, am 31. 12. 1775 eine große Aufführung des Messias mit dem Text von Klopstock Ebeling. Sie machte gewaltiges Aufsehen und bahnte in weiteren Kreisen den Weg zum Verständnis Händelscher Kunst. Von diesem Jahr ab folgen in regelmäßigen kurzen Abständen weitere

¹⁾ Vgl. Sittard: Geschichte des Konzertwesens in Hamburg, S. 44, S. 105f.; am besten orientiert die Dissertation von H. Miesner.

Messiasaufführungen in Hamburg hauptsächlich unter Beteiligung der Freimaurerkreise. Im Frühjahr 1776 wurden von Hasse *Romulo e Ersilia*, sowie ein *Miserere* gegeben, dazu die *Armida* von Salieri, *Orpheo e Euridice* von Gluck. An eigenen Werken führte Bach 1778 die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu und das doppelchörige Heilig auf. 1779 folgten die Israeliten in der Wüste. Endlich Hasses *St. Elena*, Salieris große Passion und Grauns *Tod Jesu*, um nur die wichtigsten zu nennen. Die Anregung und Vermittlung beruhte auf Gegenseitigkeit, insofern als sich Swieten für seine Wiener Lieblinge, Gluck und Salieri, ferner für Hasse und Graun einsetzen konnte.

Swieten erwarb im Laufe der Jahre Bachs Werke und die Partituren der erwähnten Oratorien, er verschafft Bach Subskribenten¹⁾, Bach widmet ihm in Dankbarkeit die 3. Sammlung seiner Sonaten für Kenner und Liebhaber, verschafft ihm Abschriften von Klavierfugen seines Vaters und seiner Brüder. Von Wien aus, wo Swieten seit 1778 zurückgekehrt ist, besorgt der Bankier Fries den Verkehr. In einem Brief vom 3. 11. 1779 an Breitkopf erwähnt Bach, daß ihn Swieten mit dem Verleger Artaria bekannt²⁾ gemacht habe. Swieten hat Bach die Treue und Hochschätzung bewahrt bis an sein Lebensende.

Auch Kirnberger hat Nutzen gezogen aus seiner Bekanntschaft mit dem Baron. Gleich Bach fand er einen willigen Abnehmer seiner Werke, um so mehr, als Swieten sich für die Fugenkompositionen von jeher interessierte. Kirnberger hat schließlich 1777 den Verkehr mit Breitkopf vermittelt, der unter

1) Am 28. 7. 1779 z. B. erhält Swieten auf direkte Anweisung Bachs an Breitkopf allein 25 Exemplare des Heilig. Auf die Klavier- und Triosonaten abonniert er mit 12 Exemplaren. Weiterhin scheint er den Fürsten Lobkowitz mit Bach bekannt gemacht zu haben. In dem Katalog des Bachschen Nachlasses von 1792 findet sich auf S. 65 folgender Eintrag: Sinfonie mit dem Fürsten Lobkowitz einen Takt um den andern aus dem Stegreif verfertigt. B. mit Hörner u. Hoboen. (Ms.) 2) Brief von Artaria an Breitkopf (2. 10. 1779) „das auf Anschaffung von Herrn Bach in Hamburg unterm 28. August überschickte Paket Musikalien ist uns gehörig eingegangen“.

anderem zur Aufnahme von 5 Sinfonien van Swietens in den Abschriftenvertrieb geführt hat. Er erbat sich am 25. 8. 1777 brieflich vom Verlag den Catalogo delle Sinfonie und bemerkt dazu:

„der österr. Gesandte Baron van Swieten will sich auch Musikalien aussuchen, welche er nach Wien mit sich nehmen will, wohin er vielleicht in wenig Wochen abreisen wird. Ich hoffe, daß er sich recht viel aussuchen wird, daher beschleunigen Sie den Catalog...“

Er wurde umgehend abgesandt, im Anschluß daran muß Swieten mündlich oder schriftlich verhandelt haben, denn im II. Supplement, das zu Ende des Jahres 1777 erschien, finden sich 2 Sinfonien, im 15. Supplement (erschienen 1784) 3 weitere verzeichnet. Nicht unwichtig ist hinsichtlich der späteren Vorgänge, daß unmittelbar vor Swietens Kompositionen eine Sinfonie von Starzer angezeigt wird.

Von Swieten finden wir folgende Sinfonien aufgenommen:

Supplemento XI. (Neuaufnahmen a. d. J. 1776.) Leipzig 1777.


II Sinf. van Swieten.


I.  a 2 Cor. 2 Ob. 2 Viol.
Vla. e B.

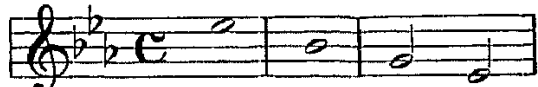
II.  do.

Supplemento XV. (Neuaufnahmen von 1782/83.) Leipzig 1784.

III Sinf. da Barone van Suiten.

I.  a 2 Cor. 2 Ob.
2 Viol. Vla. e B.

II.  do.

III.  do.

Nach Gerbers Bericht in dem betreffenden Artikel seines Lexikons von 1790 scheint Swieten noch mehr komponiert zu haben. Er bezeichnet ihn als „vortrefflichen musikalischen

Dilettanten“, der „viele für Instrumente gesetzt“ habe. „In den großen Musikniederlagen“ Deutschlands befinden sich 6 Sinfonien in Ms. von seiner Arbeit. Auch hat man von seiner gelehrten Feder: *Dissertat. sistens Musicae in medicinam influxum atque utilitatem. Lugduni Batavorum 1773 in 4^o.*“ Hierzu treten ergänzend Nicolais¹⁾ Angaben aus dem Jahre 1781, als Swieten wieder in Wien tätig war. Er ist ihm „in Berlin als ein Mann gerühmt worden, der Gelehrsamkeit mit Liebe zu den schönen Künsten verband und war ihm als ein eifriger Liebhaber und Kenner der Musik, ja selbst als Komponist bekannt“. Seine Angaben beziehen sich auf das Berliner Konzertwesen, speziell auf die Aufführungen bei Corsica. Im Jahre 1770 hatten die Kammermusiker Ernst Friedrich Bender und Karl Ludwig Bachmann das Konzert der Liebhaber der Musik begründet. Nicolai gehörte selbst zu den Mitwirkenden²⁾, er spielte Bratsche, sein Sohn Violine, außerdem veranstaltete er selbst in seinem Hause musikalische Aufführungen, wobei oft namhafte Künstler mitwirkten. Seine beiden Töchter besaßen hübsche Stimmen und sangen später bei den Aufführungen der Singakademie mit. Über das Liebhaberkonzert³⁾ erfahren wir folgendes:

„Es wird vom Oktober bis May wöchentlich alle Freytage Nachmittags 5 Uhr, vom Juni bis September aber nur den ersten Freytag in jedem Monat, auf dem großen Saale im Corsicaschen Hause gehalten. Bey diesem Konzert ist eine Sängerin Madame Bachmann; außerdem lassen sich daselbst öfters Virtuosen und geschickte Liebhaber hören. Alle 3 bis 4 Wochen pflegt ein Oratorium, Oper oder Kantate aufgeführt zu werden, man hat daher oft die Meisterstücke Händels, Grauns, Bachs und Hassens mit der besten Besetzung aufgeführt. Eine Gesellschaft von Liebhabern der Musik, von denen auch viele selbst mitspielen, bringet die Kosten durch eine jährliche Subscription von 18 Thalern zusammen. Nur blos die Unterschriebenen haben zum Concerte den Zutritt und niemand kann für einzelne

¹⁾ Reise IV, S. 358, 534 u. 556. ²⁾ Friedrich Nicolais Leben, 1820, S. 29 u. 95. ³⁾ Nicolai: Beschreibung der kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam, 1786, S. 955. Nachdem die Berliner Musikgeschichte (Sachs, Weißmann) die Zeit vor 1800 nur sehr lückenhaft und unzureichend behandelt, werden im folgenden die gedruckten Quellen ausführlicher herangezogen werden.

Bezahlung bey dem Eingange eingelassen werden. Jedes Mitglied hat die Freyheit ein Frauenzimmer gegen Vorzeigung seines Billets einzuführen. Freunde beiderley Geschlechts, welche dem Concert beiwohnen wollen, ersuchen einen von den Mitgliedern um ein Billet, welches vom Direktor ausgegeben wird.“

Im Anschluß an diese Beschreibung wird noch ein weiteres Unternehmen genannt:

„Ein anderes Concert im Englischen Hause ward 1776 von den Herren Müller und Leuschke errichtet. Es ist wöchentlich einmal des Montags und kostet monatlich 1 Rtl. (die Sommermonate, wo nur monatlich 1 Concert ist für einen Monat gerechnet), wozu man sich abonnieren muß, und wenn man das nicht will, kostet es jedesmal 1 Rtl. nebst Einführung eines auch zweyen Frauenzimmer. Die Billete kann man daselbst erhalten.“

Swieten nahm an diesen Konzerten teil, ob aktiv oder nur als Zuhörer ist nicht überliefert. Aber der Gedanke liegt nahe, daß sie ihn zur Komposition anreizten, und die Bemerkung Nicolais beweist, daß er seine Produkte dort aufführen ließ. Wir werden bei Gelegenheit der Wiener Aufführung darauf zurückkommen, nachdem sich die ersten Sinfonien¹⁾, die in die Berliner Gesandtenjahre fallen dürften, bisher nicht ermitteln ließen, und greifen zunächst auf die literarische Tätigkeit zurück, die zuvor von Gerber erwähnt worden ist.

Das Vorhandensein einer Dissertation aus dem Jahre 1773 wird von Schilling aufwärts bis zu Abert aufgegriffen, und zwar als im Zusammenhang stehend mit seiner Promotion in Leyden zum Doktor der Philosophie. Die genannte Dissertation war indessen an keiner deutschen Bibliothek²⁾, auch nicht in Wien vorhanden. Schließlich wurde sie in Leyden unter umstehendem Titel ermittelt.

Wie schon das Titelblatt verrät, handelt es sich hier um etwas ganz anderes, als die bisherigen Erwähnungen vermuten ließen. Als Verfasser fungiert anscheinend ein Mitglied der protestan-

¹⁾ Schönfeld: Jahrbuch der Tonkunst 1795 spricht von 12 Sinfonien, Griesinger in seiner Haydnbiographie schreibt von 6, „nach andern 12 Sinfonien“. Die Wahrscheinlichkeit spricht für die erstere Zahl. ²⁾ Das vorliegende Exemplar wurde von der Universitätsbibliothek Leyden in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt.

Spezimen Philosophico — Medicum

INAUGURALE,

Sistens

MUSICAE IN
MEDICINAM
INFLUXUM ATQUE
UTILITATEM,
QUOD

Favente Summo Numine,

Ex Auctoritate Rectoris Magnifici

DION. GODEFR. VAN DER KESSEL,

J. U. D. et Professoris Jur. Civ. Ordinarii,

Nec Non

Amplissimi Senatus Academici Consensu,

ET Nobilissimae Facultatis Medicae Decreto,

PRO GRADU DOCTORATUS,

Summisque in Medicina Honoribus, & Privilegiis

rite ac legitime consequendis,

Defendendum Suscipit

PETRUS van SWIETEN,

Rotterdamo — Batavus.

Ad diem 21. Octobris MDCCLXXIII. H. L. Q. S.

Lugduni Batavorum,

Apud { Petrum van der Eyk }
 { et } 1773
 { Danielem VYGH, }

[48 S., 4^o]

tischen Seitenlinie der Swieten, in keinem Fall der Freiherr Gottfried¹⁾). Der Inhalt basiert völlig auf der damals bekannten medizinischen Literatur. Der Verfasser bekennt sich als Arzt. Seine Abhandlung gibt nicht mehr als eine Zusammenstellung von Belegstellen zu seinem Thema aus der klassischen und modernen Literatur. Nachstehend der Anlageplan der Dissertation aus dem Prooemium:

„Ut autem justum in hac materie tractanda ordinem servarem, in capita hanc dissertationem dispescui:

in I^o generaliter quaedam de Musica tractabo;

in II^o ejus actionem in mentem et corpus;

in III^o id per quorundam morborum adlata exempla comprobaturus; quibus IV^o, quod de Morsus Tarantulae famigerata historia, addam.“

Der Autor beginnt mit der philologischen Ableitung des Wortes „musica“ aus dem Griechischen μουσική (Verbalstämme μῶω bzw. μύω), bringt einige Quellenzitate über den Begriff der Musen, berührt kurz die späteren begrifflichen Erweiterungen und Abwandlungen, worauf er in chronologischer Folge alle Belegstellen von der antiken Literatur bis 1750 aufzählt. Alles weitere von Kapitel II ab gehört ins Gebiet der Physiologie bzw. Psychologie und ist durchaus vom Standpunkt des Arztes aus dargestellt. Im Zusammenhang mit Boerhavens Schriften werden auch mehrfach die Kommentarien des älteren van Swieten zitiert (S. 15, 27, 35), von irgendwelchen Beziehungen oder Anregungen von seiten Gottfrieds van Swieten findet sich keine Spur. Am Schluß der Abhandlung stehen die obligaten Thesen, 15 an der Zahl; Herr Pieter van Schelle (wahrscheinlich der befreundete Opponent) gibt seinen Eindrücken aus dem Akt der Promotion in poetischer Weise einen humorvollen Ausklang, womit auch der Fall von Swietens philosophischer Doktorpromotion in Leyden sein Bewenden haben soll.

¹⁾ Es hätte andererseits erwartet werden dürfen, daß Swieten nach Erscheinen des Gerberschen Lexikons, daß er besessen haben muß, eine Berichtigung veranlaßt hätte, wozu die geplante baldige Neuauflage Gelegenheit bot. Später verhinderte die Schwierigkeit in der Beschaffung der Diss. die Klärung des Sachverhaltes.

Aus dem nächsten Jahre 1774 dagegen liegt eine authentische Abhandlung vor, die nicht zum Druck gelangte und bisher unbekannt war:

Versuch

Über das Handelswesen der Preussischen Länder

von dem K. K. Ministre am Berliner Hof

Freyherrn van Swieten.

(Ms. vom 2. Nov. 1774, angeb. ein Auszug daraus vom 20. Dez. 1774)
46 Bl. in 2°, Blatt 47—51 Auszug.

Das Manuskript fand sich im Nachlaß des Ministers Kollowrath und wird im Wiener Staatsarchiv¹⁾ aufbewahrt. Der Auszug ist von einem Kanzlisten verfertigt worden. Die Seiten (insgesamt 102 S.) sind halbseitig beschrieben, teils von Swieten, teils von fremder Hand, die sehr umfangreichen linksseitigen Marginalien stammen von Swieten und bringen in der Hauptsache praktische Beispiele aus seiner persönlichen Erfahrung in Berlin. Die Behandlung des Themas geht aus nachstehendem Auszug hervor, wobei noch anzumerken ist, daß bereits ein ähnliches Referat aus dem Jahre 1769 (Leg.-Sekretär von Weber) vorlag, auf das vom Verfasser gelegentlich (S. 16) Bezug genommen wird.

Einleitung (S. 1—4). Allgemeine Darlegung über die Begriffe Handel, aktive und passive Bilanz usw.

1. *Abschnitt* (S. 4—13). „Von dem Handel überhaupt.“ (Handelsfreiheit — Zollsystem — Münzwesen — Bargeldverkehr.)

2. *Abschnitt* (S. 13—40). Innenhandel — Außenhandel (Wolle — Tabak — Holz — Eisen und Stahl — Glas — Seide — die verschiedenen Monopole). In diesem Abschnitt werden auf der linken Blattseite umfängliche Kommentare gegeben. Auf S. 15/16 beschreibt Swieten die Zollhäuser auf dem Wasserweg Berlin-Hamburg und erwähnt, daß eine Ladung von 2 Zentnern mit 2 Rtl. 17 Gr. verzollt werden mußte.

S. 16 wird bezüglich des Wollhandels auf den „ebenso vortrefflichen als umständlichen Bericht Webers von 1769 verwiesen“.

3. *Abschnitt* (S. 40—62). Aktiv-Handel (Leinwand — Tücher — Wollzeug — Seidenwaren — Gold und Silber — Salz — Holz — Branntwein — Bier).

¹⁾ Die betreffenden Akten wurden entgegenkommenderweise vom Österreichischen Staatsarchiv in Wien zur Verfügung gestellt.

4. *Abschnitt* (S. 62—77). Passiv-Handel (Getreide — Wein — Vieh — Leder und Pelzwerk — Obst und Gemüse — Zucker — Tabak — Hanf — Häute — Zinn und Blei — Spitzen — Metallwaren — Talk und Unschlitt).

5. *Abschnitt* (S. 78—85). Über das Gleichgewicht im Handel.

6. *Abschnitt* (S. 86—92). Vorteilhafter gegenseitiger Handel (innerhalb der einzelnen Provinzen).

S. 92. „Es ist bey dem Handel nunmehr noch übrig die Schifffahrt, die Handlungsgesellschaften, Bancen etc. in hiesigen Landen zu betrachten, welches man auf nachfolgende Abtheilungen zu beschreiben bemüssiget ist.“

Dem anschließenden Auszug nach scheint diese Fortsetzung nicht eingesandt worden zu sein, die Abhandlung ist in diesem Sinne unvollständig geblieben. Die Darstellung Swietens ist etwas kleinlich und philiströs ausgefallen, was ihm fehlt, ist der Überblick über das Ganze, ein unumgängliches Erfordernis für eine gerechte Abwägung des Für und Wider bei den Einzelmaßnahmen. So muß seine Kritik an der Oberfläche haften, einzelnes berührt direkt naiv, besonders wenn er seinem Unmut über den schlechten Zustand der Straßen Luft macht, obwohl er außer den Haupttrouten nach Süden und der Chaussee nach Potsdam nur wenig Erfahrungen besitzt. Im übrigen ist die Darstellung übersichtlich gegliedert, in nüchtern sachlichem Stil gehalten und beruht in ihrem referierenden Teil auf den besten zeitgenössischen Quellen. Interessant ist noch eine Bemerkung am Schluß, in der Swieten die zu starke Besteuerung (vor allem indirekte Steuern) kritisiert, ein Gesichtspunkt, in dem ihm die Geschichte recht gegeben hat. Wenn er aber eine baldige Katastrophe als Fazit in Aussicht stellt, so gibt er damit nur ein Kriterium seines eigenen verwaltungspolitischen Horizontes; von einer Erkenntnis der überragenden Begabung des Königs findet sich in dieser Abhandlung keine Spur. Sein Schlußurteil lautet:

„Der König gräbt mit eigener Hand den Abgrund, der das Land über kurz oder lang verschlingen muß“ (S. 90).

Die Anregung zu seinen nationalökonomischen Studien wird Swieten aus den Diskussionen einiger Berliner Privatzirkel

entnommen haben, in denen Nikolai verkehrte; es handelt sich um den „Montags-Club“ und die „Mittwochs-Gesellschaft“. Der Montags-Club¹⁾ bestand seit 1749 und zählte Lessing, Sulzer, Ramler, Agricola u. a. zu seinen Mitgliedern, die Zahl war auf 24 Teilnehmer beschränkt. Man kam um 6 Uhr in einem Mietslokal zusammen, ging gemeinsam um 8 Uhr zu Tisch und um 10 Uhr auseinander. Fremde Gelehrte, auch Politiker waren gern gesehene Gäste bei den Diskussionen, die sich um literarische, philosophische und verwaltungspolitische Themen bewegten. Die Meinungen wurden freimütig geäußert und Kritik an den bestehenden Zuständen geübt. Nikolais Schriftstellerei fand hier mancherlei Anregung und wertvolle Mitarbeit. Seine bereits erwähnten Bemerkungen bezüglich Swietens können nur auf die Teilnahme an diesem Klub zurückgehen.

Über Swietens Auftreten in Berlin hat der dänische Diplomat Hennings²⁾ einiges überliefert. In einem Brief vom 14. Dez. 1772 schreibt er aus Berlin:

„... Man thäte ihm unrecht, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß er sein Licht nicht leuchten lasse. Es heißt, daß er den Fürsten Kaunitz copiere. Wie dieser weiß er alle technischen Ausdrücke auswendig, spricht gut und hält darum auch fortwährend Reden. Das gibt ihm ein etwas pedantisches Ansehn, welches durch seine ministerielle Wichtigkeit unterstützt wird. Diese beruht auf der Größe des Hofes, den er als „primus inter pares“ vertritt und auf der Bedeutung der polnischen Angelegenheiten, über welche er beständig mit dem König selbst unterhandelt.“

Wesentlich exklusiver war der zweite Klub, die sogenannte Mittwochsgesellschaft. Sie hatte nur 12 Mitglieder, darunter den Minister Struensee, die Räte Selle, Suarez, Dieterich, Teller Zöllner, Gedike, den Leibarzt Möhsen, Finanzrat Wlömer und Nicolai. Die Zusammenkunft war geheim jeden Mittwoch um 6 Uhr abends, als Sekretär fungierte J. E. Biester. Die Mit-

¹⁾ Göckingk: Nicolais Leben, S. 73f. u. S. 90. Nikolai war 7 Jahre lang Senior. ²⁾ Sonntagsblatt der Weserzeitung vom 2. 3. 1851 (Bremen). Die Stelle findet sich bei Vehse, Geschichte des österr. Hofes. VIII, S. 87. Das Zitat konnte nicht nachgeprüft werden, da der betreffende Band der Zeitung zur Zeit in Bremen, St.-B., vermißt wird.

glieder hielten im regelmäßigen Turnus in ihren Wohnungen Vorlesungen über ein Thema aus der Politik oder dem Finanzwesen, seltener aus der Philosophie. Literarische Vorträge waren ausgeschlossen. An die Vorlesung schloß sich die Diskussion, über das Ganze führte Biester ein Protokoll. Swieten konnte hier nur als Gast verkehren, indessen läßt sich kein sicherer Nachweis erbringen, andererseits spricht die Anlage seiner Abhandlung dafür, daß er derartige Diskussionsabende stark besucht hat, um sich die nötigen Orientierungen zu verschaffen, die ihm die bestehende Fachliteratur nicht geben konnte. Daraufhin deuten vor allem die statistischen Angaben, die ihm auf direktem Wege keinesfalls zugänglich waren.

In dritter Linie wären noch die literarischen Beziehungen¹⁾ zu streifen, die Swieten während seiner Gesandtentätigkeit anknüpfte. Schon im ersten Jahre seiner Tätigkeit beschäftigt er sich mit Lessings Schriften. Möglicherweise hatte der König bei einer Audienz die Anregung dazu gegeben, er pflegte bekanntlich gerne abzuschweifen bei seinen politischen Diskussionen. Jedenfalls ist Swieten zu Ende des Jahres nicht nur orientiert, sondern auch stark eingenommen von Lessings Schriften und verfolgt nun weitere Pläne, die vor allem darauf abzielen, ihn als Dramaturgen für Wien zu gewinnen. Zu diesem Zweck sucht er in einem Privatschreiben¹⁾ vom 15. Nov. 1771 für den Dichter Stimmung zu machen und zwar wendet er sich an Kaunitz direkt.

Berlin, le 4. Nov. 1771.

... La protection que Votre Altesse accorde aux arts et aux sciences m'engage à lui parler d'un homme qui à tous egards pourroit être fort utile à Vienne, surtout si comme tous les bons patriotes le souhaitent et s'y attendent on voulut y encourager la littérature Allemande, dont Vienne seroit naturellement le siège, comme elle est celui du chef de la patrie, c'est de Lessing dont je veux parler, ses talens sont assés connus par ses ouvrages, et son génie rare promet tout ce qu'on peut attendre, je me suis informé de ses circonstances, et s'il n'auroit pas quelque envie d'aller faire un tour

¹⁾ Swietens literarische Interessen und ihre Auswirkung sind neuerdings von Paula Baumgärtner in einer Wiener Dissertation behandelt worden.

²⁾ Beer: Friedrich II. und van Swieten, S. 53.

à Vienne par curiosité, j'ai appris qu'il étoit actuellement Bibliothecaire à Wolfenbittel, emploi qui ne lui va point du tout s'y ennuye et ne demanderoit pas mieux que d'en sortir. Son grand désir seroit de faire le voyage d'Italie, il feroit bien volontiers celui de Vienne, mais les espèces manquent, j'ai pensé qu'il seroit peut-être possible d'y suppléer et que Votre Altesse ne seroit pas fâchée de connoître un homme de beaucoup d'esprit et à ce qu'on dit de pure compagnie, si Elle le trouvoit propre à quelque dessein, on pourroit le garder là bas, si non il n'y auroit jamais tout au plus la dépence d'une couple de centaines de Ducats, et cette petite dépence nous feroit toujours l'honneur. Les Viennois doivent déjà tant des choses à Votre Altesse, qu'ils lui doivent encore la gloire de posséder au milieu d'eux le siège de la littérature nationale, une academie allemande seroit à ce que je crois merveilleusement bien placée dans la Capitale de l'Empire, et elle ne peut y être instituée sous de plus heureux auspices que sous celui d'un protecteur qui déjà y a fait germer et y fera fleurir les arts. Je joins ici deux volumes des questions sur l'Encyclopedie, qui viennent de paroître, et qui certainement n'amuseront pas moins Votre Altesse que les precedens. . . .

Der Brief beweist, wie wichtig die Privatkorrespondenz Swietens für die Erforschung der Einflüsse ist, die in jenen Jahren das geistige Leben in Wien befruchteten. Er läßt es besonders bedauerlich erscheinen, daß Beer, der seiner Zeit das gesamte darauf bezügliche Archivmaterial zur Hand hatte, sich mit wenigen Ausschnitten begnügte. Den Ausführungen Schmidts¹⁾ zufolge schrieb Swieten noch im November in höherem Auftrag an Lessing und bot ihm sehr vorteilhafte Bedingungen, falls er nach Wien übersiedeln würde. Die Verhandlungen ziehen sich in die Länge. Inzwischen verfolgt Swieten noch weitgehendere Pläne, vor allem die Gründung einer Dichterakademie in Wien im Sinne von Klopstocks Vorschlägen. Ramler, Sulzer, Ernesti u. a. sollten nach Wien berufen werden, um das literarische, mehr noch das Studienwesen überhaupt zu reformieren. Ein weiteres Beispiel, wie sehr Swieten für die norddeutsche Schule gewonnen wurde.

Zunächst verhindern ihn indessen noch seine Amtspflichten, die Sache mit dem nötigen Nachdruck zu betreiben, auch kommt der Reformplan (Studienreform) des Grafen Perglen in Wien, den er bei Kaunitz unterstützt zu haben scheint,

¹⁾ Lessing, Bd. II, S. 303, 306, 316 u. 323f.

nicht zur Durchführung. Schließlich entschließt sich Lessing Ende 1775 zu einer Reise nach Wien. Er wird in Berlin von Swieten sehr zuvorkommend empfangen und reichlich mit Empfehlungen versehen. Lessing war indessen nicht in gleichem Maße von Swietens Persönlichkeit und seinen Ideen eingenommen. In Wien suchte er sich zunächst inkognito zu orientieren, wird aber von Swieten, der zu Weihnachten dorthin gereist war, erkannt und gegen seine Absicht zu Kaunitz geschleppt. Kaunitz seinerseits schlägt ihm offiziell vor, „unter dem Präsidio des itzt zu Berlin stehenden van Swieten, oder eines anderen vorsitzenden würdigen Cavaliers“ das Schauspiel in Wien zu reformieren, in ähnlicher Art, wie Gluck zuvor die Oper. Lessing, der von mehreren Seiten, vor allem von Eva König gewarnt und zur Vorsicht ermahnt worden war, orientiert sich rasch über die augenblicklichen Zustände und die zu erwartenden Widerstände. Er entschließt sich zum Verzicht und reist bereits am 5. Januar 1776 wieder ab; sein Tod 1782 machte die weiteren Absichten Swietens, der ihn zeitlebens hochgeschätzt hat, zunichte.

Mit großem Interesse sehen wir Swieten auch die Jesuitenfrage verfolgen, die bereits den Leibarzt in ernste Kämpfe verwickelt hatte. In einem umfänglichen Postskriptum zu seinem Bericht¹⁾ vom 8. Jan. 1774 orientiert Swieten den Kanzler von der Einstellung des Königs. Es handelte sich um die päpstliche Bulle, die den Orden aufhob, eine Maßnahme, der nun Rechnung getragen werden sollte. Swieten war, wie schon sein Vater, ein Gegner des Ordens, auch Kaunitz scheint, obschon nicht im selben Maße, dessen stete Einmischung in die Belange des Staates bekämpft zu haben. Friedrich der Große aber blieb tolerant und faßte seine Meinung in dem Satz zusammen: „Il m'est fort indifférent que les Jesuits changent de nom ou d'habits, mais il est nécessaire, qu'ils restent ensemble, qu'ils continuent à instruire la jeunesse, et à former des sujets

¹⁾ Beer, a. a. O., S. 120.

propres à leur succéder dans l'exercice des cette fonction". Und dabei blieb es, trotz Swietens Einwänden und Hinweisen auf die Einseitigkeit und Enge ihrer Unterrichtsprinzipien, die er auf dem Theresianum zur Genüge erfahren hatte. Im Zusammenhang mit dem Nikolaikreis steht eine weitere Persönlichkeit, zu der Swieten in Beziehungen trat, Johann Jakob Engel, der seit 1776 als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium wirkte. Über den gesellschaftlichen Verkehr erfahren wir einige Angaben, die der Schauspieler Johann Heinrich Friedrich Müller¹⁾ 1776 aufgezeichnet hatte, als er auf einer Rundreise an den deutschen Theatern am 26. September 1776 nach Berlin kam und sich bei Swieten vorstellte. Müller hatte den Auftrag, Schauspieler für die neugegründete deutsche Oper in Wien zu suchen. Swieten sandte ihn in das Liebhaberkonzert, wo er Ramler treffen konnte und Nikolais Bekanntschaft machte, der das ganze dirigierte. An einem der nächsten Abende erscheint Prof. Engel. Müller hat den Eindruck, daß er zu dem engeren Verkehr um Swieten gehört, man spricht über Musik und Dichtkunst „und ich zog viel Nützliches aus diesem belehrenden Gespräch“. Im Dezember wird Müller ins Theater geschickt, das Swieten selten besucht habe, da ihm schon die Räumlichkeiten nicht zusagten. Man gibt die Operette „la rosière de Salency“, darüber referiert er dem Gesandten 2 Stunden lang, auch über seine Theaterpläne in Wien, doch schweigt Swieten zunächst. Dagegen wird ein zweiter Abend zusammen mit Engel erwähnt, wobei dieser 4 Akte aus einem unveröffentlichten Stück „die Geißel“ vorgelesen habe. Schließlich wünscht man in Wien ein Urteil Swietens, der bereits im Rufe eines großen Kenners steht, über Müllers Plan einer Schauspielerpflanzschule in Wien. Swieten schreibt ein paar Zeilen an Müller, weicht aber einer Entscheidung aus. Im übrigen steht Müller in seiner Gunst und wird von ihm mit Vorschuß und Empfehlungen versehen.

¹⁾ Abschied von der K. K. Hof- und Nationalbühne, S. 117, 119, 124, 128, 234, 252.

Der Verkehr mit dem literarisch hochgebildeten Professor Engel, dessen Bedeutung weniger in der eigenen Produktion¹⁾ liegt, als in seinen konsequent verfolgten Bestrebungen, das Niveau der Bühne zu heben, ist für Swietens spätere Tätigkeit von Bedeutung geworden. Engel wurde nach Swietens Abgang Regisseur und Leiter des Berliner Theaters. Man erfährt, daß er sich besonders stark für Lessing und Shakespeare, auch für Mozarts Opern einsetzte und weiterhin dem Schaffen der jungen Generation (Schiller und Goethe) durchaus wohlwollend gegenüberstand. Inwieweit der Verkehr nach der Trennung brieflich erhalten wurde, läßt sich nicht nachweisen. Dasselbe muß bezüglich Nikolais gelten, der das geistige Zentrum der Residenz war. Als Tatsache bleibt zunächst bestehen, daß Swieten von dem rationalistischen Geist der Berliner Aufklärung weitgehend beeinflußt worden ist und sich überhaupt in der Atmosphäre der Residenz sehr wohl befand. Als ausgesprochene Verstandesnatur fand er an den musiktheoretischen und literarphilosophischen Strömungen ein großes Gefallen. Seine innere Befriedigung wuchs bei der aktiven Teilnahme an den Diskussionen und der gesteigerten Anerkennung seiner geistigen Fähigkeiten. Als später Beweis seines gelehrten Rufs darf unter anderem Forkels Widmung seiner Bachbiographie angesehen werden. Abgesehen von der Oper, sah er in den Bestrebungen der musizierenden Kreise das ihm vorschwebende musikalische Ideal erfüllt. Als er im Oktober 1777 auf seinem Gesandtenposten abgelöst wurde, konnte er die Rückreise in der Überzeugung antreten, eine schwierige Mission erfolgreich und ehrenvoll durchgeführt zu haben. Er hatte sich die persönliche Achtung Friedrichs des Großen erwerben können, wie es der König bei der Abschiedsaudienz offen bekannte, als er

¹⁾ Besonders interessiert in diesem Zusammenhang seine Schrift „Über die musikalische Malerey“. Berlin 1780. Wahrscheinlich verkehrte Swieten auch bei dem Ästhetiker Johann Georg Sulzer (1720—1779), der in den siebziger Jahren als Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Berlin wirkte.

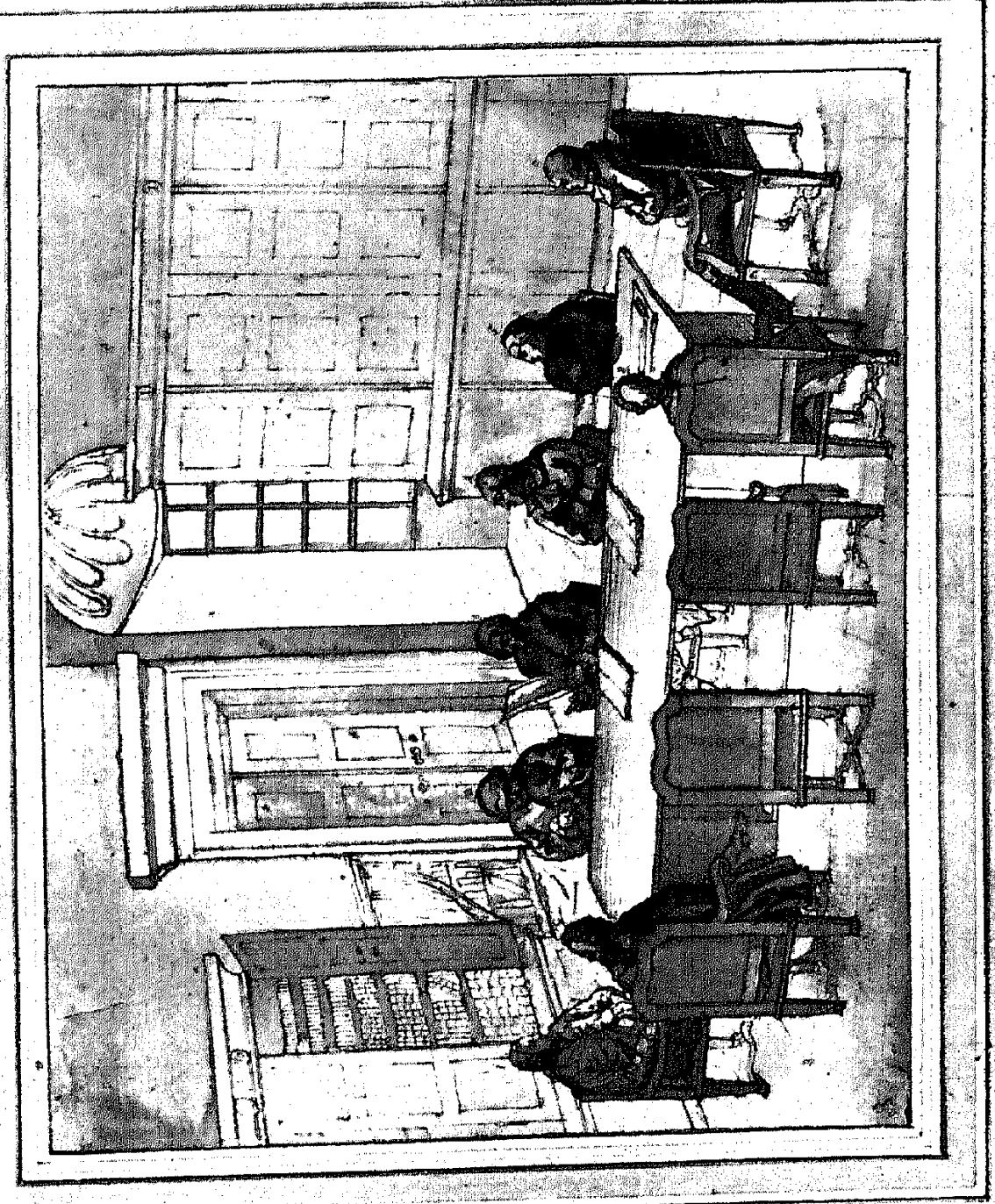
ihm eine wertvolle Tabatière zum Andenken überreichte. Eine weitere Anerkennung erfolgte von seiten der Kaiserin, die ihm das Kommandeurkreuz des St. Stephansordens überreichte. An Bildung und Lebenserfahrung gereift, gefestigt in seiner Haltung, betrat Swieten den Wiener Boden in dem Bewußtsein, eine hohe Mission erfüllen zu sollen als Vermittler norddeutscher Geisteskultur, als Vorkämpfer für die zu Unrecht vergessene Kunst Sebastian Bachs und Friedrich Händels.

III. Die Wiener Jahre 1778—1803.

Swieten als Bibliothekar und Studienpräses.

Durch kaiserliche Verordnung vom 25. Nov. 1777 wurde Swieten „aus allerhöchst eigener Bewegung und in allermildester Rücksicht seiner durch mehrere Jahre treu geleisteten Dienste, und bezeugten ganz besonderen Fähig- und Gelehrsamkeit die seit dessen verstorbenem Vater erledigt gebliebene Stelle eines Praefecti der k. k. Hofbibliothek mit einem Gehalt von 7000 Gulden und 1000 Gulden Quartiergeld zu verleihen geruhet“. Dazu ist zu bemerken, daß als Direktor der Bibliothek seit 1774 Adam Kollar wirkte, bei dessen Ernennung ausdrücklich erwähnt wird, daß der seit Swietens Tod 1772 vakante „Platz des Praesidis oder Praefecti als eine *bloße Ehren-Stelle* für jemanden aus dem Ministerio“ vorbehalten werde. Bei der Beurteilung der Leistungen Swietens ist dieser sehr wesentliche Punkt von den Kritikern übersehen worden. Zweifellos stand Gottfried gerade an dieser Stelle stark im Schatten seines Vaters, der das Amt 27 Jahre lang innegehabt und keinesfalls als Ehrenstelle angesehen hatte. Durch ihn war die Bibliothek¹⁾ aus einem Scheindasein befreit und mit seltener Energie ausgebaut worden. Seitdem war das Personal gewachsen

¹⁾ Die Darstellung stützt sich auf die Angaben in Ignaz von Mosels Geschichte der k. k. Hofbibliothek, S. 144f. Die Akten der Hofbibliothek, sowie Swietens bibliographische Notaten (Kodex 13967) sind im Besitz der Nationalbibliothek in Wien, ihre Bearbeitung muß einer Spezialstudie vorbehalten bleiben.



J. A. Bartsch: Bibliothekar-Sitzung in der Wiener Hofbibliothek (Tuschzeichnung)

(Albertina Wien)

und auch die Oberleitung durch Kollars Ernennung stark entlastet worden. So fand der neue Präses ein wohlbestelltes Arbeitsfeld und eine gute Organisation vor, eine Basis, die er zunächst wenig ausgenützt hat. Während der demokratisch gesinnte Leibarzt gewohnt war, überall persönlich mit Hand anzulegen, war der Freiherr durchaus aristokratisch gerichtet, ein Wesenszug, den die Gesandtentätigkeit bis zur übertrieben steifen Zurückhaltung entwickelt hatte. Mit seinem Amtsantritt war zwischen Vorsteher und Beamtschaft eine betonte Schranke aufgerichtet, an Stelle der mündlichen Anordnungen des Vaters traten *Verordnungen und Erlasse im Kanzleistil*, die gelegentlich ihre Abfassung am grünen Tisch allzudeutlich erkennen lassen. Dazu kommen die Schwierigkeiten der Umstellung auf den neuen Pflichtenkreis, der durch die Übertragung des Vorsitzes in der Studien- und Bücherzensur-Hofkommission 1781 eine erhebliche Erweiterung erfuhr. Wenn der alte Swieten bei seiner außergewöhnlichen praktischen Arbeitsenergie noch beide Ämter gleichmäßig und mit Erfolg versehen konnte, so hat man bei Gottfried den Eindruck, daß die Übertragung des Vorsitzes in der Studienkommission ein Zuviel bedeutete, das sich darin auswirkte, daß er die Bibliothek liegenließ und sein persönliches Interesse mehr der Studienreform zuwandte, mit deren Problematik er sich schon als Student beschäftigt hatte. Die Erwiderung auf einen Artikel eines gewissen Rautenstrauch gab Swieten Gelegenheit, sein bibliothekarisches Glaubensbekenntnis auszusprechen. Rautenstrauch hatte sich über die bibliothekarische Tätigkeit des Leibarztes anerkennend geäußert, der die Hof- und die Universitätsbibliothek „von etlichen tausend Bänden gereinigt“ habe, „welche von Sophisterey, Alchimie, Geisterwissenschaft und Scharlatanerey“ handelten. Darauf antwortete Swieten¹⁾ in unzweideutiger Weise. Sein Vater sei zwar ein Anhänger der Aufklärung gewesen und habe *schädliche Bücher bekämpft*,

¹⁾ Realzeitung, Wien 1780, S. 17f. Die Notiz verdanke ich Dr. Jesinger, Wien.

aber nur dort, wo sie Schaden anrichten konnten, nicht aber in einer Bibliothek.

„Eine zum öffentlichen Gebrauch dienende Sammlung hat nicht bloß einen vollständigen Vorrat nützlicher Kenntnisse zu enthalten, auch der Irrtum hat da seinen Platz und eine solche Bibliothek ist gleichsam das Archiv der ganzen Welt, worin von den entferntesten Zeiten her alle Urkunden der Stärke sowohl als der Schwäche des menschlichen Geistes aufbewahrt werden.“

Das habe auch sein Vater nicht verkannt und darnach gehandelt. In starkem Gegensatz zum Wesen des älteren Swieten lag in der Natur des Freiherrn ein stark doktrinärer Zug, dem sich geradezu eine leidenschaftliche Hartnäckigkeit beigesellte, wenn es sich um die Verfechtung von Ideen aus seinem Kulturprogramm handelte. Während der Vater stets kühl und sachlich in seiner Haltung geblieben war, sehen wir Gottfried öfters an entscheidenden Momenten aus der gewohnten Reserve heraustreten und persönliche Entscheidungen treffen oder Maßnahmen anordnen, die seinen öffentlich bekannten Grundsätzen entgegen standen und über das Ziel hinausschossen. Darunter fallen vor allem seine Ausführungsbestimmungen zu dem kaiserlichen Erlaß vom 3. Jan. 1786, der seinen Vorschlägen über die Aufteilung der Klosterbibliotheken das placet gab. Er enthielt die Weisung, die Bestände vor der Verteilung auf die Universitätsbibliotheken auszusuchen, d. h. die für die Universitätsbibliotheken ungeeigneten Werke, namentlich Gebetbücher, Legenden und dergleichen zu verkaufen. Diese Verfügung wurde von Swieten in seinen Ausführungsbestimmungen¹⁾ vom 21. Januar und 3. April 1786 folgendermaßen kommentiert:

21. 1. 1786 „Den öffentlichen Bibliotheken sollten aus dem aufgelassenen Klostergut die speziell gewünschten Bücher und solche überwiesen werden, die irgendwie die Erkenntnis der Wahrheit fördern. Hinwieder sei der ärgerliche Wust von Asketen, Casuisten, Dogmatikern und Polemikern, welche nur die Herzen der Bürger vergiften könnten, verstümmelt als Makulatur zu veräußern, wie nicht minder alles, was bloß von bibliographischem Interesse sei und nicht als Beitrag zur Landesgeschichte in Betracht komme. Von dem Ertrag des Verkaufs sollten die einzelnen Disziplinen, die Theologie aber an

¹⁾ Quellen für die folgende Darstellung bei Kink, Bd. I, S. 542 f.

letzter Stelle bedacht werden. Unter den Classikern seien griechische und römische am meisten zu berücksichtigen, deren Achtung oder Geringschätzung von jeher ein Maßstab für die wissenschaftliche Tätigkeit der Nationen sei“ (nach Hock, der österr. Staatsrath, S. 539).

ferner am

3. 4. 1786 „daß alles, was bloß Phantasie und Gelehrtenluxus zur Schau trägt zu entfernen sei. Der ganze Wust unbrauchbarer Gebet- und Andachtsbücher, Legenden und übrigen theologischen Ungereimtheiten ist in die Stampfe zu geben. Bücher, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie von gewissen Bibliographen auf eine unbestimmte Art als Seltenheit ausgegeben werden, alte Ausgaben aus dem XV Jahrhunderte und was dergleichen ist, sind für eine Universitätsbibliothek von sehr zweifelhaftem Werthe.“

dazu

am 9. 4. 1786 „Die Vertilgung durch die Stampfe oder der Verkauf als Maculatur betrifft bloß den theologischen Wust und da läßt sich selbst von Unvorsichtigkeit kein Schade besorgen.“

am 4. 8. 1784 Zur Unmöglichmachung fernerer Verwendung sind vor dem Verkauf¹⁾ als Makulatur (300 Ballen zu je 4 fl!) „von allen derlei theologischen Büchern die Titelblätter und noch sonst einige zerstreute Blätter“ herauszureißen.

Diese Erlasse entfesselten einen Sturm der Entrüstung und eine Hetze, die speziell von klerikalen Kreisen betrieben wurde. Was aber die sinnlose Abschreiberei der Literaten schließlich daraus machen konnte, zeigt die Fassung, die sich leider heute noch in dem Swietenartikel in Riemanns Musiklexikon findet:

„Ihm gebührt der traurige Ruhm, unter den Bibliotheken Oesterreichs ärgere Verwüstung angerichtet zu haben, als Krieg und Brand, indem er am 3. XI. 1776 (sic!) die Parole ausgab, „alles zu entfernen, was bloß der Phantasie und dem Gelehrtenluxus“ diene und so das Todesurteil über unzählige *Inkunabeln* aussprach.

Eine ähnliche Verdrehung der Tatsachen hat den zweiten großen Vorwurf gegen Swieten entstehen lassen, daß er nämlich „seine großen Versprechungen“ beim Antritt an der Hofbibliothek über die von seiner Hand zu erwartenden Realkataloge für die noch unbearbeiteten Bestände (250 000 Bände) nicht gehalten

¹⁾ „Die Käse- und Tabakhändler erhielten den Zentner Asketen und Casuisten gemischt für 1 $\frac{1}{2}$ fl. überlassen. Juristen aber und Canonisten, die die meisten Foliobände ausmachten, wurden in Wägen an die Regimenter gesandt, um als Patronen ihr letztes Gekrach zu vollbringen“ (Hock, S. 539).

habe. Das sehr ausführlich gehaltene Werk von Mosel berichtet nichts von einem derartigen Antrittsprogramm, das nach Wurzbach¹⁾ folgende drei Punkte enthalten hätte:

1. Recension aller historisch-literarischen Codices.
2. Er selbst will für „250 000 Bücher“ einen „Realkatalog“ aufstellen.
3. Prologus zu den letzten 2 Teilen der Commentarien von Denis, worin er dessen Recension der theologischen Manuskripte im Verhältnis des daraus ergehenden literarischen Gewinnes, dann ihn selbst und alle Werke desselben kritisch würdigen wollte.

Wohl aber führt Mosel²⁾ diese Punkte als Arbeitsprogramm des Kustos Johannes von Müller an, der am 14. Okt. 1800 durch die Protektion Thuguts angestellt wurde und bereits am 20. März 1804 ausschied. Seine Tätigkeit wie auch sein Abgang von der Bibliothek erscheint in sehr ungünstigem Licht. Verschiedene Ausfälle gegen Swietens Einstellung zur Katalogfrage, wie sie aus Müllers Korrespondenz zitiert werden, stehen im Gegensatz zu dem Aktenmaterial. Auf jeden Fall beruht die Angabe bei Wurzbach auf einer Verwechslung mit Müller. Im großen und ganzen genommen hat Swieten eine gesunde Bibliothekspolitik verfolgt, nach außen wie nach innen. Der Bestand erfuhr unter seiner 26jährigen Amtszeit eine außergewöhnliche Vermehrung. Seine Haltung war großzügig und zielbewußt, hatte er doch z. B. in allen Großstädten Europas Agenten³⁾ bestellt, die mit einer genauen Desideratenliste versehen, die Auktionen besuchten, falls nicht einige der Kustoden direkt dazu hingesandt wurden (Bartsch, Strathmann). Auf die Erwerbung von Schenkungen, Ankauf von Nachlässen, Erwerbung von Inkunabeln und Kupferstichsammlungen war er sehr bedacht. Eventuell schießt er das Geld aus eigener Tasche vor (1795 . . . „die Gelegenheit muß ohne Verzug ergriffen werden“). Seine Finanzpolitik muß als besonders glücklich bezeichnet werden, erreichte er doch immer wieder namhafte Sonderbewilligungen. Allerdings zeigen die Anschaffungslisten bei Mosel, daß die antike Literatur, zeitgenössische Prachtausgaben, Inkunabeln und vor allem Kupfer-

¹⁾ Biogr. Lexikon 41, S. 50f. ²⁾ a. a. O., S. 215. ³⁾ Mosel, S. 182.

stiche im Vordergrund stehen, so daß man das Urteil¹⁾ eines Zeitgenossen unterschreiben muß, daß er als Bibliothekar „nur für seine Lieblingsfächer gesorgt“ habe. Die gelegentlich bemängelte Zurücksetzung der Theologie wird durch die Zugänge aus den Klosterbibliotheken ausgeglichen. Im 4. Amtsjahr beantragt er die Aufstellung eines neuen Realkatalogs durch außerordentliche Hilfsarbeiter, weil die Bibliothekare von dringenden Arbeiten beansprucht seien. Sie wird genehmigt, eine detaillierte Instruktion von ihm entworfen und zur Durchführung eine Reihe junger Schriftsteller (Blumauer, Retzer, Leon u. a.) angestellt. Für die Kustoden wird ein besonderer Arbeitsraum (außerhalb des Lesesaals) beantragt, ihre Zahl vermehrt, ihre Gehälter erhöht. Für seine Personalpolitik und Menschenkenntnis spricht nicht zuletzt die Anstellung von Michael Denis. Wenn Swieten die wissenschaftliche Tätigkeit seiner Beamten in der Herausgabe von Handschriften und Kommentarien zu ungunsten der Katalogisierung stärker betont hat, so folgte er darin einem Zuge der Zeit, an deren Maßstab seine Tätigkeit allein gemessen werden darf, wenn an Stelle der phantastischen Verzerrungen²⁾ ein sachliches Urteil treten soll. Während Swietens Amtsführung war die Bibliothek im Sommer von 8–12, nachmittags von 3–6 Uhr für jedermann geöffnet, im Winter nur vormittags (9–12). Bei seinem Besuch in Wien 1801 fand Fischer³⁾ besonders den großen Saal mit seinen 30 000 Bänden, worunter 600 Inkunabeln, zu loben. Die Kupferstichsammlung gibt er mit 30 000 Blatt an, für Liebhaber waren in dem Lesezimmer (wo „an einem langen Tisch gegen 50 Personen in tiefer Stille teils lesend, teils schreibend“ saßen) besondere Tische vorhanden. Er schließt seinen Bericht mit den Worten „ich habe immer alle Bücher ohne

1) Der Biograph 1804, Bd. 4, S. 105. 2) So schreibt z. B. Vehse a. a. O., Bd. 9, S. 122 „[Swieten] übrigens in seinem Bibliotheksfach oder Ruheposten ein gerade nicht sehr erleuchteter Mann“ und berichtet anschließend, Müller habe die 250 000 Bände „in noch nicht 2 Jahren“ katalogisiert!
3) Reisen durch Oesterreich, Bd. 4, S. 79 f.

Anstand bekommen und muß der Artigkeit und Bescheidenheit der dort angestellten Beamten alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen“. So bestätigt dieser Bericht, daß Swieten nicht übertrieben hat in seiner Erwiderung auf einen anonymen Angriff (1781), worin die unterbliebene Edition einiger Handschriften und die „aus Unwissenheit, Neid, Prahlucht oder Bequemlichkeit“ veranlaßte Gestaltung der Bibliothek zu einer „Raritätenkammer“ gerügt wurde, wenn er unter anderem schrieb:

„Die kaiserliche Bibliothek ist zum allgemeinen Gebrauch bestimmt; die Pflicht derjenigen, welchen die Obsicht darüber anvertraut ist, besteht in dem, daß diese kostbare Sammlung mit Sorgfalt erhalten, mit Einsicht vermehrt und der Genuß davon dem Publikum zu Theil werde. Eine große Zierde derselben sind die zahlreichen Manuscripte; ihre Beschreibung ist der erste Schritt, wodurch der Zugang zu diesem Schatze der gelehrten Welt eröffnet wird. — Einer so dringenden Arbeit muß Alles weichen und sie muß durch nichts unterbrochen werden. Erweckte diese dann bei irgend einem Musenfreunde die Begierde, ein oder anderes Werk zum Druck befördert zu sehen, so mache er sich selbst daran und zähle sicher darauf, alle Willfährigkeit und alle Mittel zur Beförderung seines Vorhabens anzutreffen.“ Die Beschreibung aber durch die Beamten geschehe nach einem Gesamtplan, dessen Reihenfolge durch Sonderwünsche nicht unterbrochen werden solle.

Der Bericht schließt mit den Worten:
„Was man von den Beamten mit Recht fordern kann, ist, daß jeder in seinem Fache zum Nutzen des wißbegierigen Publicums mitwirke, und dieses geschieht auf eine Art, wie man es überall wünschen möchte und doch nicht findet.“

Swietens Wirksamkeit in der Studien- und Zensurhofkommission 1781—1792.

Die besondere Gunst in der Swieten bei dem Kaiser Josef II. stand, führte im Jahre 1781 zur Übertragung eines weiteren Amtes, des Vorsitzes in der Studien- und Zensurhofkommission. Maßgebend hierfür war, abgesehen von seiner vielseitigen Allgemeinbildung, seine positive Einstellung zu Josefs Kulturprogramm und vor allem zu den Ideen der Aufklärung, die sich

immer stärker verbreiteten und eine kritische Stellungnahme erforderlich machten. Auch hier war durch die Lebensarbeit des Leibarztes der Boden energisch vorbereitet worden, besonders in Sachen der Hochschulreform, die wir nun Swieten mit zielbewußtem Eifer in Angriff nehmen sehen. Mit den Ideen und Plänen griff er, wie der Nekrolog berichtet, auf seine eigene Studienzeit und die Erfahrungen im Theresianum zurück. Bei der Anlage und Durchführung fand er in der Person des Juristen Freiherrn von Sonnenfels einen begabten und energischen Mitarbeiter. Die enge Arbeits- und Gesinnungsgemeinschaft läßt eine klare Scheidung des geistigen Anteils öfters nicht zu, ein Punkt, der auch bezüglich der Mitarbeit des Kaisers zu berücksichtigen bleibt. Deshalb kann es nicht verwunderlich erscheinen wenn in der bisherigen Literatur die Autorschaft bei den Erlässen¹⁾ bald dem einen, bald dem anderen in die Schuhe geschoben wird.

Maßgebend für die Universitätsreform war der kaiserliche Grundsatz der praktischen „Nationalerziehung“, das heißt, die Bildungsanstalten sollten vom Elementarunterricht bis zum Studienabschluß auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens eingestellt sein, als Lehrziel für die Universität war in erster Linie die Ausbildung eines tauglichen Beamtennachwuchses gefordert, die Förderung wissenschaftlicher Forschungsarbeit, die Vertiefung der Allgemeinbildung mußte in Hintergrund treten und war den Privatvorlesungen überlassen. Die Teilnahme an diesen war nicht obligatorisch, sondern dem einzelnen freigestellt. Ein schlagendes Beispiel seiner rationalistischen Anschauung gibt Swieten in einem Referat vom 25. 2. 1785 über das Wesen der damals modernsten, der Göttinger Universität, deren Einrichtungen er auf früheren Studienreisen persönlich kennengelernt haben muß.

„Die Göttinger Universität ist ohne alle Beziehung auf die Nationalbildung; Universität nur dem *Namen* nach, eigentlich aber eine lehrende *Akademie*“

¹⁾ Vgl. Kink a. a. O., S. 543 unten, Anmerkung 724. Die Darstellung beruht im folgenden auf den von Kink S. 539f. mitgeteilten Aktenstücken.

der Wissenschaften, welche alle Zweige von Kenntnissen versammelt, um Ausländern einen Reiz anzubieten, dahin zu kommen. Außer der *Allgemeinheit* haben die Studien unter sich keine Verbindung, keinen *vorgeschriebenen*, eine beständige Leitung oder besondere *Aufsicht fordernden* Plan, weil Leuten von verschiedenen Ländern und Staaten *einerlei* Plan nicht zukömmlich sein, weil Ausländer sich dem *Plane* einer fremden Regierung zu unterwerfen nicht geneigt, weil auch die überdachtteste *Vorschrift* für den *Gang* der Verwendung Fremde entfernen würde. Die Studierenden, an deren größerem oder minderm Fortgang die Regierung von Hannover keinen Antheil nimmt, sind wie die Lehrer ganz sich selbst überlassen; jene besuchen für ihr Geld welche Lehrer, welche Collegien sie wollen; diese lesen, was sie wollen, was ihren Hörsal am meisten zu füllen hoffen läßt, was man bei ihnen fordert, wofür man sie bezahlt. Die ganze Verfassung ist also sowohl von Seite der Lehrer *Finanzspeculation*, als von Seite der Regierung, welche die Gelehrten vom größten Rufe durch die vortheilhaftesten Bedingnisse an sich zu ziehen sucht, weil sie durch solche Männer den Zulauf des Ausländers zu vergrößern hofft, um dessen *Verzehrung*, nicht um dessen *Verwendung* es ihr zu thun ist.

Die Studienverfassung in den Staaten Eurer Majestät hingegen hängt mit der allgemeinen *Nationalerziehung* genau zusammen; machet einen der wichtigsten, der wesentlichsten Theile derselben aus, soll dem Staate *Bürger*, die von ihren Pflichten unterrichtet, überzeugt, und sie aus Überzeugung stets zu erfüllen bereit, soll ihm *Beamte*, die in verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung brauchbar, soll Männer für die Rathstube, für das Kabinett bilden, die mit vaterländischen, zum ganzen Plane der Staatsverfassung einstimmenden Grundsätzen und Gesinnungen genährt sind. Bei einem solchen Endzwecke kann welch' immer eine fremde Verfassung für die Nationalstudien nicht zum Vorbilde genommen, kann die *wissenschaftliche Erziehung* nicht ohne bestimmten Plan, und dieser nicht ohne unabgewendete Wachsamkeit über seine Befolgung geleitet, kann die Wahl und Ordnung der Kenntnisse nicht der Jugend selbst, nicht einmal der einseitigen Einsicht der Ältern überlassen werden, denn, sagt ein Schriftsteller, der über die Philosophie der alten Politik tief gedacht hat — „die Bürger eines wohlbestellten Gemeinwesens müssen nicht als Kinder der Privatleute, sondern als Kinder des Staates, nicht nach dem Privaturtheile, sondern nach dem Geleite der öffentlichen Weisheit erzogen werden.“

Der hier mitgetheilte Vortrag ist geradezu typisch für Swietens Auffassung vom Ziel und Zweck des Studiums, für die Reichweite seines Erkennungsvermögens und für die Art seiner Referate überhaupt, die rasch in ganz Wien bekannt und gefürchtet wurden. Sie sind nach dem Muster der römischen Senatsreden, in stufenweiser Steigerung sorgfältig ausgebaut, die Schlußfolgerung wird in einem antiken Zitat, oder in einer wohl-

abgewogenen rednerischen Formel gegeben, mit der der letzte Trumpf ausgespielt wird. Die Wirkung hat selten versagt, eigentlich nur in solchen Fällen, wo seine Auslassung einem Korreferenten vorgelegt wurde, der belesen und logisch gut geschult sein mußte, um die Lücken in der Beweisführung oder die dialektischen Verzerrungen nachzuweisen. Soweit die äußere Form in Swietens Berichterstattung.

Der Inhalt des erwähnten Referats weist klar die Grenzen seines Verstandes; zweifelsohne ist seine Äußerung über den Göttinger Studienbetrieb in wesentlichen Dingen richtig gesehen, aber der Kernpunkt des Ganzen, die vertiefte Auffassung vom Wesen des akademischen Studiums, wie sie als novum in Göttingen in Erscheinung tritt, überstieg seine Fassungskraft. Der Grund liegt darin, daß Swieten während seiner Studienzeit in dem jesuitischen Kanon erzogen worden war, das heißt in Rücksicht auf den äußerlich erkennbaren Effekt den Prüfungsstoff gedächtnismäßig zu erfassen und in wohlgegliederter Form in Rede und Gegenrede vorzubringen gelernt hatte. Die Erforschung der letzten Ursachen eines Problems war ihm durchaus fremd; sie erschien ihm schließlich unproduktiv und gefährlich. Gefährlich, weil sie zu einer Kritik der bestehenden Maximen führen konnte.

Die neuere Literatur, die geistigen Strömungen studierte er sorgsam, und wußte die neu geprägten Schlagworte („aufgeklärt“, „freisinnig“ u. a.) für seine Zwecke auszunutzen. Sein Regime ist rationalistisch und absolutistisch; es wäre als Verhöhnung der Aufklärung anzusehen, wenn nicht eindeutig feststände, daß er mit seinen Begriffen und Anschauungen nicht gespielt, sondern an sie geglaubt hat. Sein Wollen hat stets einen ethischen Untergrund¹⁾. Was er wollte, hat er mit scharfer Energie durchgeführt, nachdem er sein Programm auf abstrakte Formeln gebracht und die kaiserliche Autorität

¹⁾ Dieser grundlegende Gesichtspunkt in seinem Wesen ist auch für sein Verhältnis zu Handels Werken und für seine Bestrebungen maßgebend geworden, Handels Oratorien in Wien zum Durchbruch zu verhelfen.

hinter sich wußte. Die Zahl der Volluniversitäten wurde auf drei reduziert, das Ziel der Gelehrtenbildung hat zurückzutreten gegenüber der Hauptaufgabe, einer zweckmäßigen Beamtenausbildung. Die deutsche Sprache wird obligatorisch für die Vorlesungen, die bisherigen approbierten Studienlehrbücher (Grundrisse) bleiben in Geltung. Jede Abweichung in Wort und Schrift von den darin vertretenen Grundsätzen wird den Professoren verboten. Ohne Examenstestate wird niemand zur Staatslaufbahn zugelassen, der Studienfortschritt muß in jedem Semester durch ein Schlußexamen festgestellt werden (Note I–IV). Der Umfang der Fakultätsstudien wurde erneut nachgeprüft, „zweckmäßig“ abgestuft und reduziert im Sinne des Vernunftstaates, wie er Swieten, Sonnenfels und schließlich dem Kaiser vorschwebte. Am 25. August 1785 definiert Sonnenfels den neuen Begriff der Wissenschaft wie folgt:

„Die wissenschaftliche Bildung hat den Verstand und das Herz des heranwachsenden Bürgers zum Gegenstande; auf das letztere wirken die Wissenschaften durch den ersteren; der unmittelbare Endzweck des Studienwesens ist also Aufklärung des Verstandes und Verschönerung desselben. Durch die wissenschaftliche Aufklärung soll die Jugend die zu ihrer künftigen Bestimmung als Bürger nach Verschiedenheit der Classen nöthige Bildung empfangen.“

Was nun die Praxis betrifft, so sah Swieten seine Hauptaufgabe in der Überwachung¹⁾ der Ausführung, das heißt der Prüfungen und auch in der Schaffung von Reise- und Studienstipendien²⁾, um den Eifer zu heben. Die Angaben des Nekrologs werden von allen Zeitgenossen bestätigt, und dazu betont, daß er völlig in dieser überwachenden Tätigkeit aufging, sich dabei in seinem eigensten Element fühlte. Wenn es in diesen Jahren mit der akademischen Freiheit in Österreich völlig aus war, die ganze Tendenz äußerlich nur eine rückschrittliche zu sein schien, so dürfen andererseits erhebliche Vorteile nicht ver-

¹⁾ „daß er bey der Prüfung angehender Doktoren ebenso unausbleiblich zugegen war als bey der Prüfung der Buchstabierschüler.“ Wiener Schriftsteller und K. Lexikon 1793, S. 139f. ²⁾ er „half nicht selten, wenn die Staatsmittel versagten, aus eigenem Vermögen nach.“ Wurzbach, S. 52.

kannt werden. Die Absolventen dieser Lehrgänge (eine andere Bezeichnung gibt es dafür nicht) besaßen ein erhebliches Maß von positivem Wissen und praktischen Kenntnissen, diejenigen Elemente aber, die sich dem System überlegen fühlten, wanderten früh ab nach fremden Universitäten und gingen so für ihre Bestimmung nicht verloren. Das akademische Schrifttum ging infolgedessen stark zurück, besonders als dem früheren Übermaß durch eine Verordnung gesteuert wurde, die in ihrer Art ein Unikum darstellt:

„Da durch diese Jahre der Beweis klar vorhanden lieget, daß unendlich viel Broschuren nur geschmieret werden und schier keine einzige noch an das Tages-Licht gekommen ist, die der hiesigen Gelehrsamkeit hätte Ehre gemacht oder dem Publico einige Belehrung verschafft, so ist künftig ein jeder Autor, der hier eine Broschüre drucken lassen will, zu verhalten, sogleich bey Einreichung derselben an die Censur, 6 Duggaten bei dem Revisionsamt zu erlegen. Wird sein Werk durch die Censur zum Druck approbiret, so sind ihm die erlegten 6 Duggaten zurückzustellen. Wird dasselbe aber verworfen, so sind die 6 Duggaten zu behalten und dem Armeninstitut zuzuwenden. Wodurch hoffentlich die unnütze Broschuren-Schmierer eingehalten und die Leute bewogen werden, sich auf was Nützlichendes zu verwenden, dann werden die nur um Futter schreibende und zusammenstopfelnde Skribler zum Stillschweigen dadurch gebracht werden.“ (Protokoll vom 5. 5. 1784.)

In ähnlichem Stil ist der Bescheid abgefaßt, den die Wiener und Prager Buchhändler erhielten, als sie sich durch die Konkurrenz von nichtgelernten Außenseitern benachteiligt fühlten und die Erteilung der Handelsbefugnis vom Erstehen einer staatlichen Fachprüfung abhängig gemacht haben wollten. Der Kaiser entschied auf Rat Swietens gegen den Vorschlag eines anderen Referenten, der einem Fachexamen zustimmen wollte: ...

„Die Buchdruckerey muß frey sein und so eben der Buchhandel im Laden und im Hausiren. Alle eingekauften Gewerbe desselben hören also auf, und ist keine Zahl zu bestimmen. Wer sich Lettern, Farbe, Papier und Presse einschafft, kann drucken wie Strümpfstricken, und wer gedruckte Bücher sich macht oder einschafft, kann solche verkaufen; jedoch haben alle den öffentl. Polizey- und Censurgesetzen zu unterliegen. Die lächerlichen Attestaten und Prüfungen von Gelehrsamkeit, welche der Regierungsreferent von demjenigen fordert, der eine Buchhandlung führen will, sind ganz absurd. Um aus Lesung der Bücher einen wahren Nutzen zu ziehen, da braucht es viel Kopf, und würden wenig die Prüfung aushalten, ob ihnen das Lesen

wahrhaft nutzbar sey. Um aber Bücher zu verkaufen, braucht es keine mehrere Kenntniß als wie um Käs zu verkaufen: nämlich ein Jeder muß sich die Gattung von Büchern oder Käs einschaffen, die am mehresten gesucht werden, und das Verlangen des Publikums durch Preise reizen und benutzen.“ (Protokoll der Studien H. Com. vom 20. 8. 1788.)

Zu Beginn der Alleinregierung Josefs wurde mehrfach der Plan erwogen, eine Akademie der Wissenschaften und schönen Künste in Wien zu errichten. Der Idee stand, wie früher berichtet, auch Kaunitz sehr sympatisch gegenüber. Die Sache kam jedoch nicht zustande, obgleich sich nach Mosel¹⁾ auch Swieten ernstlich in der Sache bemüht hatte, was ein Schreiben an den Minister Kollowrath erweist:

„. . . Ich habe die Reglements vieler bestehender Academien gesammelt und wenn Se. Majestät mir eine Audienz bewilligen wollten, so würde ich im Stande seyn, einige Ideen in Beziehung auf die Errichtung einer Academie in Wien, so wie die Maßregeln, welche als Vorbereitung zu treffen wären, dem allerhöchsten Urtheile zu unterlegen.“

Wie alle seine amtlichen Funktionen, nahm er auch sein Amt als Zensor sehr ernst und gab sich alle Mühe, den Autoren gerecht zu werden. Die vaterländische Dichterschule hat er nachweisbar sehr gefördert und aus eigenen Mitteln unterstützt. Als Vertreter werden Denis, Leon, Mastalier, Blumauer, Retzer, Collin u. a. genannt. Unter den deutschen Dichtern schätzte er Lessing und Klopstock vor allen. Für die Verbreitung ihrer Werke setzte er sich mit allen Mitteln ein.

Als Zensor sehen wir Swieten in zunehmendem Maße für freie Meinungsäußerung eintreten, zweifelsohne eine Nachwirkung seiner Beobachtungen und Erfahrungen im Verkehr mit Friedrich dem Großen. Als 1789 beim Kaiser eine Beschwerde über die von Wiener Zeitungen gebrachten kritischen Referate aus auswärtigen Blättern einging, die die Zensur durchgehen ließ, äußerte Josef: „die Censurkommission hat vollkommen Recht, und ihre Meinung ist allein zweckmäßig . . . weil immer der richtige Satz bleibt, daß nur Wahrheit beleidigt, und ist es die

¹⁾ a. a. O., S. 176.

Wahrheit, so verdient es auch Jedermann.“ (Protokoll der Stud. Com. v. 4. 3. 1789.)

Vor allem trat Swieten für die religiöse Lehrfreiheit ein, so weit, daß ihm öfters Inkonsequenz und Taktlosigkeit vorgeworfen wurde. Von der strengen Bindung an das vorgeschriebene Lehrbuch wollte er die Theologen ausgenommen wissen. Besonders für den Lehrer der Dogmatik sei es Pflicht,

„wirkliche Glaubenslehren von der Spreu derjenigen Schulmeinungen zu sichten, welche die geschäftige Speculation der Scholastiker mit den Glaubenssätzen dergestalt vermengt hat, daß sie mit diesen gleiches Ansehen erhielten. Dieser Freiheit haben wir es zu danken, daß wir in unseren Tagen mit manchen kirchenrätlichen Entscheidungen weit vernünftigeren Begriffe verbinden, als man ehemals damit verband“. Auf solche Freiheit hätten auch die übrigen theologischen Disziplinen Anrecht, weil sie „größtentheils auf philosophische Grundsätze aufgebaut“ seien. Andernfalls stellte man sich „auf den Standpunkt des 13. Jahrhundert, wo die Meinung von der Unfehlbarkeit des Papstes alle die ungeheuren und ärgerlichen Anmaßungen der Kirche rechtfertigte, nachdem sie von dem zahllosen Heer von Mönchen, als gedungenen Miethlingen des römischen Hofes theils in Schriften, theils in Schulen und von der Kanzel als eine dogmatische Wahrheit vorgetragen und eingeprägt worden“ sei. (Protokoll der Stud.-Com. vom 8. 11. 1787.)

Obwohl Josef sofort mit einer ablehnenden Entscheidung eingriff, konnte er es nicht verhindern, daß die Äußerungen des Präfekten in die Öffentlichkeit drangen. Dazu kamen auswärtige Kritiker vor allem Schlözer und Nikolai¹⁾, der bereits im 51. Band der Allg. deutschen Bibliothek 1782 eine „freymüthige Beurteilung der österreichischen Normalschulen“ gebracht hatte, über dessen Inhalt sich Swieten gegenüber Bretschneider in scharfen Ausdrücken beschwerte. Schließlich mußte Nikolai auf wiederholte Vorstellungen seiner Freunde einsehen, daß er sich dabei übernommen hatte und im Februar 1783 eine Berichtigung einrücken. Im Schlözerischen Staatsanzeiger²⁾ erschien eine beißende Satire unter dem Titel „der Universitäts-Pascha“. Der Ausgang des Kampfes war vorauszusehen. In einem Kabinettschreiben vom 9. Febr. 1790

¹⁾ Vgl. Aus dem Josephinischen Wien, 1888, S. 153f. ²⁾ Staatsanzeiger III, Nr. 41 (?). Zitat bei Kink, S. 581.

mußte selbst der Kaiser, der Swieten sehr hoch einschätzte und persönlich gewogen war, die Mängel des Systems zugeben, nachdem, wie er sich ausdrückt „die Klagen so allgemein geworden seien, daß einsichtsvolle Eltern es für Pflicht hielten, ihre Söhne dem öffentlichen Unterricht zu entziehen“.

Die Opposition stützte sich auf ein Memorandum des Hofrats Heinke, der als Gegner Swietens das bestehende System kritisiert und Verbesserungsvorschläge eingereicht hatte. Josef stimmte zu, wollte aber Swieten halten; sein Tod zog den Sturz des Freiherrn nach sich: am 8. Dezember 1791 verfügte Leopold II. die Dienstenthebung Swietens und die Auflösung der Studienkommission überhaupt. Die bestehenden Einrichtungen im Studienwesen wurden unter der Leitung des Frh. v. Martini in grundlegenden Dingen umgestaltet, den gegebenen Zeitpunkt zum freiwilligen Rücktritt scheint Swieten in eigenartiger Verkennung der Sachlage verpaßt zu haben. In der Reorganisation des Studienwesens, der er sich mit beispielloser Hingabe ein volles Jahrzehnt hindurch gewidmet hatte, wollte er seine eigentliche Lebensaufgabe erblicken, für die er sich geradezu prädestiniert glaubte. Im Bewußtsein seiner Befähigung und des Rückhalts an der Person des Kaisers hatte er die wachsende Opposition unterschätzt. Der Systemwechsel nach dem unerwartet frühen Tod Josef II. bedeutet für ihn die völlige Vernichtung seiner Lebensarbeit, die Auflösung der Studienkommission und seine Dienstenthebung empfindet er als unverdiente persönliche Kränkung.

Unfähig, in seinem Innersten diesen Schlag zu überwinden, zieht er sich erbittert aus dem öffentlichen Leben zurück, bis ihm der überraschende Aufstieg Haydns ein neues Arbeitsfeld eröffnet und der Siegeszug der von ihm angeregten und mitbearbeiteten Oratorienkompositionen schließlich die öffentliche Anerkennung zutragen kann, nach der er auf anderen Gebieten vergeblich gestrebt.

IV. Privatleben und gesellschaftliche Beziehungen. 1778—1803.

Als Swieten im Spätherbst 1777 nach Wien zurückgekehrt war, begann für ihn zunächst eine ruhigere Zeit, in der er ungestört seinen persönlichen Neigungen und Liebhabereien folgen konnte. Er erwarb sich in der Renngasse das Haus „zu den 3 Hacken“ und war vermöge seines stattlichen Einkommens, wozu die väterliche Erbschaft kam, imstande ein behagliches Leben zu führen. Was das Äußere anlangt, so legte er auf ein standesgemäßes Auftreten in jeglicher Beziehung großen Wert. Er hielt sich Pferde, Wagen und Dienerschaft und führte das Leben eines Wiener Kavaliere, der sich seines Ranges, wie auch seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen durchaus bewußt ist und weder durch besonderen Luxus, noch durch übertriebene Sparsamkeit oder Zurückgezogenheit auffallen wollte. Er scheint von großem Wuchs, überhaupt eine stattliche Erscheinung gewesen zu sein und auch in bezug auf Kleidung¹⁾ und Schmuck an nichts gespart zu haben. Von Damenbeziehungen ist nichts überliefert, selbst die geschwätzig Wiener Fama wußte an seiner Lebensführung nichts auszusetzen. Auf eine Heirat hat er verzichtet, die Gründe sind nicht zuletzt in seinem egozentrischen Wesen zu erblicken, das ihm wohl die Achtung, aber kaum die Sympathien seiner Zeitgenossen gewinnen konnte. Geradezu gefürchtet war sein strenges Urteil in literarischen und musikalischen Dingen, das er gelegentlich in sarkastischer Weise ohne jegliche verbindliche Form zu äußern pflegte, wenn er seine Meinung nicht, wie in den letzten Lebensjahren, hinter einer verschlossenen Miene verbarg. Seit den achtziger Jahren galt er in Wien geradezu als Musikpapst und sein Verhalten bei den Konzertaufführungen, wo er stets

¹⁾ Die Lizitationsanzeige führt unter dem Nachlaß Brillant- und Smaragd-
ringe, goldene Uhren, Kleidungsstücke in Samt und Seide, Pelzwerk u. a.
auf. Siehe Amtl. Wiener Zeitung, Jahrg. 1803, S. 1530. Am Schluß wird
hingewiesen auf einen „ansehnlichen Vorrat von besonders guten Tafel-
weinen, Liqueurs etc.“.

in vorderster Reihe auf einem der besten Plätze zu sehen war, als ein unfehlbares Barometer für die Gesellschaft. Darüber bemerkt ein Bericht¹⁾ aus dem Jahre 1795: „Wenn er sich bei einer Academie zugegen findet, so lassen ihn unsere Halbkenner nicht aus den Augen, um aus seinen Mienen (welche jedoch nicht jedem verständlich genug sein mögen) zu lesen, was sie etwa für ein Urtheil über das Gehörte fällen sollen.“ Sein Autoritätsgefühl ging sogar so weit, daß er sich dazu berufen sah, für Aufmerksamkeit und Ruhe zu sorgen. Seine eigentümliche Methode dabei hat Neukomm²⁾ noch im Alter Otto Jahn beschrieben: „Wenn etwa einmal ein flüsterndes Gespräch entstand, so erhob sich Se. Excellenz, die in den ersten Reihen zu sitzen pflegte, mit feierlichem Anstand in ihrer ganzen Länge, wendete sich dem [sc. der] Schuldigen zu, maß ihn lange mit ernstem Blick und setzte sich langsam wieder nieder. — Das wirkte jedesmal.“

Im großen und ganzen mußte sich Swietens gesellschaftlicher Verkehr bei seiner eigentümlichen Veranlagung naturgemäß auf die musikalischen Häuser in Wien³⁾ beschränken. Hier sind in erster Linie die Familien Keeß, Greiner, Spielmann, Martinez und der Kreis der Gräfin Thun zu nennen. Während bei Greiner und Spielmann außer Klavier- und Gesangsmusik das Streichquartett eine besondere Pflege fand, konnte man bei Hofrat von Keeß (1720—1795) Sinfonien und Violinkonzerte hören. Er gab zweimal wöchentlich Gesellschaftskonzerte, bei denen die ersten Wiener Kräfte (Haydn, Mozart, Dittersdorf) mitwirkten. Für Swieten war hier die beste Gelegenheit, seine eigenen Kompositionen zur Aufführung zu bringen. Keeß besaß zudem eine große Musikalienbibliothek, die er in liberaler Weise auch anderen zur Verfügung stellte. Mit Swieten teilte er die Vorliebe für Haydns Sinfonien und die später erwähnten Oratorien; er gehörte mit dem musikalisch weniger aktiven Freiherrn von Spielmann zum engeren Bekanntenkreis. Spiel-

¹⁾ Schönfeld: Jahrbuch der Tonkunst, S. 72f. ²⁾ Jahn: Mozart, 1. Aufl., Bd. 3, S. 370. ³⁾ Vgl. Jahn a. a. O., S. 316f.

mann gab wöchentlich eine Akademie, wobei auch seine Tochter mitwirkte. Fanny v. Spielmann soll, wie Griesinger einmal berichtet, im Alter von 11 Jahren eine solche Technik besessen haben, daß sie zusammen mit dem gleichaltrigen Bankiersohn Oppenheimer (?) „die schwersten Mozartschen Sonaten und Bachschen Kompositionen mit einer Präzision, Ausdruck, Geschmack und Fähigkeit spielte, welche die große Bewunderung selbst der strengsten Kenner verdient. Diese beiden Kinder sind Zöglinge unseres würdigen Herrn Streichers“. (3. 4. 1802.) Während Spielmann Swieten bei den Oratorienaufführungen im Kreise der Gesellschaft der Assoziierten unterstützte, wandte sich Keeß der Organisation der Augartenkonzerte zu (ab Mai 1782), einer Unternehmung, die von der Gräfin Thun und ihrem Kreis und wiederum von Swieten mit allen Kräften propagiert wurde. Daß er dabei gelegentlich sehr großzügig zu Wege gehen konnte, bezeugt Dittersdorf¹⁾ in seiner Lebensbeschreibung, wonach er 1786 für ein derartiges Konzert die Verteilung von 100 Billetten übernahm. Ähnliche Aktionen sind uns aus Haydns Biographie bekannt. Angesichts der historisch belegten Tatsachen muß es eigenartig berühren, daß gerade Haydn durch seine wenig Dankbarkeit verratenden Äußerungen (vgl. Dies, Griesinger u. a.) den Anlaß zu dem Märchen von Swietens Geiz gegeben hat. Im übrigen hatten die Augartenkonzerte für Swieten einen besonderen Reiz insofern, als sie eine erwünschte Gelegenheit boten, seine Sinfonien einem größeren Publikum vorzuführen. Dies geschah auch bereits in einem der frühesten Konzerte, als Mozart am 26. Mai 1782 zum erstenmal dort dirigierte. Die Bekanntschaft war im Kreis der Gräfin Thun erfolgt, von dem nunmehr zu sprechen ist. Anscheinend war Mozart durch seinen Mannheimer Verehrer, den Freiherrn Otto von Gemmingen, den Forster²⁾ 1784 „als

¹⁾ Leipzig 1801, S. 230, vgl. auch Hanslick, Concertwesen, S. 82. H. läßt aber die Worte „zu vertheilen“ weg. ²⁾ Georg Forsters sämtl. Schriften VII, S. 272. Merkwürdigerweise weiß Caesar Flaischlen, der Biograph Gemmingens, über dies Verhältnis nichts zu sagen.

intimsten Freund Swietens“ bezeichnet, dort eingeführt worden; er hatte sofort durch sein Klavierspiel Aufsehen und Bewunderung erregt. Die Gräfin verfügte über bedeutende Mittel und konnte ein großes Haus machen. Ihr lebenswürdiges Wesen, eine hohe musikalische Begabung und vielseitige geistige Interessen machten das Haus zu einem Zentrum der Wiener Kultur. Der Verkehr, an dem einheimische und auswärtige Künstler in zwangloser Weise teilnehmen konnten, erwarben diesem Zirkel einen besonderen Ruf, der sich durch die begeisterten Berichte der durchreisenden Künstler und Gelehrten auch im Ausland verbreitete. Von Interesse ist, daß bei der „aufgeklärten“ Einstellung der Gräfin auch der Kaiser in zwangloser Weise dort verkehrte und die Führer der Wiener Freimaurerbewegung, Ignaz von Born, Blumauer u. a. sich hier treffen konnten. In der Folge sehen wir außer Swieten und seinen Bekannten (Greiner, Spielmann, Marschall), auch Mozart und Haydn in den Orden¹⁾ eintreten. Im ganzen bestanden acht Logen, die 1785 auf drei reduziert werden mußten. Swietens Eintrittsjahr ist nicht genau festzustellen, wahrscheinlich wird er sich der größten angeschlossen haben, der Loge „zur wahren Eintracht“, die von Born am 18. März 1780 gegründet wurde. Hier finden wir Sonnenfels, Gemmingen, Greiner, Blumauer, Denis, Haschka, Abinger, Retzer, Gebler. Sie verfolgte kulturpolitische Ziele, die durchaus im Sinne Swietens gelegen waren (Kampf gegen die Mönchsorden und die Übergriffe der katholischen Kirche), und besaß in der von Johann Alois Blumauer redigierten Wiener Realzeitung ein wertvolles Organ für die Propaganda. Eine weitere Zeitschrift, das Journal für Freymaurer (1784 bis 1786), trug internen Charakter und brachte es nur auf zwei Jahrgänge, auch Gemmingens Journal „Der Weltmann“²⁾, worin

¹⁾ Bezüglich der Quellen vgl. den Abschnitt bei Jahn a. a. O. ²⁾ Die Bezeichnung der „Weltbürger“ scheint irrtümlich zu sein. Otto von G. (1755—1836) war seit 1782 in Wien und wurde später Großmeister der Loge „zur Wohlthätigkeit“. Er war bei der bayrischen Gesandtschaft tätig, und literarisch wie auch musikalisch vielseitig interessiert. Eine Sinfonie ver-

Swieten gelegentlich Aufsätze¹⁾ veröffentlicht haben soll, schlägt in diese Richtung. Bei der mehrfach erwähnten Förderung Blumauers, Retzers u. a. (Beschäftigung an der Hofbibliothek) dürfte die Zugehörigkeit zu dem Orden von wesentlicher Bedeutung gewesen sein. Während Haydn am 4. Februar 1785 in dieselbe Loge aufgenommen wurde, trat Mozart einer der kleineren bei (zur gekrönten Hoffnung) und brachte sich durch diese Wahl um manchen äußeren Vorteil, wenn auch andererseits sein Entschluß aus seiner vertieften Einstellung zur Sache begreiflich erscheint.

Besondere gesellschaftliche Talente scheint Swieten nicht besitzen zu haben. Als Forster²⁾ 1784 seine Eindrücke von der Einladung beim Fürsten Kaunitz, wo er „alles von Distinktion“ angetroffen habe, niederschrieb, erwähnt er auch den Studienpräses. Er machte auf ihn den Eindruck eines sehr gelehrten Mannes, der sich „etwas steif“ zeige und eine „vornehme Miene“ zur Schau trage. Eine weitere Bemerkung, er sei „nicht unternehmend“, kommentiert er einige Tage später in einem anderen Brief, der seine Eindrücke über das geistige Leben in Wien zum Gegenstand hat:

„Für die Universitäten sorgt man; jedoch hat Herr Baron van Swieten, wie man sagt, nicht Activität und Hardiesse genug, um etwas durchzusetzen. Der Kaiser wollte schon vor ein paar Jahren eine Akademie der Wissenschaften errichten, und hatte bereits einen Fonds von jährlichen 24000 Fl. dazu bestimmt, allein van Swieten getraute sich nicht die Leute zu nennen, die berufen werden sollten, und sagte, es sei noch nicht Zeit an Akademien zu denken, wo man noch keine Schulen hätte.“

Wie das früher erwähnte Privatschreiben an den Minister Kollowrath beweist, war aber Swieten durchaus für die Errichtung der Akademie; er hatte möglicherweise den ersten Anstoß zu dem Plan gegeben und dürfte nach einer so eingehenden

trieb Breitkopf in Abschrift. G. fungiert als Herausgeber des Magazins für Wissenschaft und Literatur 1784, sowie der Wiener Ephemeriden 1786/87.

¹⁾ Die literarische Tätigkeit Swietens behandelt Paula Baumgärtner in ihrer Arbeit Gottfried van Swieten als Textdichter von Haydns Oratorien. Diss. Wien W. S. 1929/30. — Die Ergebnisse konnten für die vorliegende Darstellung nicht benutzt werden. ²⁾ a. a. O., S. 270, 272, 273.

Beschäftigung mit dieser Angelegenheit der letzte gewesen sein, der um Vorschläge für die Stellenbesetzung verlegen war. Forsters auf einem bloßen Gerücht beruhende Kritik (in seinem Brief führt er sie weiter aus) wurde zu einem Kernpunkt in der späteren Beurteilung Swietens.

Die Bekanntschaft mit Mozart sollte für beide Teile eine größere Bedeutung erhalten, als es zunächst den Anschein hatte. In früheren Jahren schon hatte der Baron eine besondere Art von Hausmusik betrieben, die nicht für Zuhörer berechnet war. Die Grundlage bildete ein Streichtrio, das sich durch Haydns oder eines anderen Komponisten Anwesenheit gelegentlich zu einem Quartett erweiterte. Den Stamm bildeten der Hofkapellmeister Starzer und der Hofsekretär Karl von Kohaut, dessen Bekanntschaft Kaunitz vermitteln konnte. Die Auktionsanzeige vom 5. Mai 1804 führt an Instrumenten Violinen und Flöten auf, dazu kommen eine nicht genau angegebene Anzahl von Fortepianos und Klavieren (= Clavicembali), die am 2. Mai 1803 bereits versteigert worden waren. Swieten beschaffte sich nunmehr Musikalien, sei es in Druck oder Abschrift, und gab auch einzelnen Komponisten, z. B. Bach und Haydn, nachweisbar Kompositionen in Auftrag, oder erwarb sich Originale. Die Beziehungen zu Em. Bach sind bereits erwähnt, seine Klaviertrios und Kammermusik waren Swieten sehr willkommen; er erhielt die neuen Kompositionen in mehrfacher Anzahl und sorgte für Abnehmer in seinem Bekanntenkreis. Von Haydn besaß er drei Sinfonien und sechs Nachtstücke im Original, und eine Anzahl weiterer, auch Streichquartette, in Abschrift. Aber auch in den eigenen Kompositionen scheinen sich Swieten und seine musikalischen Hausfreunde gegenseitig gefördert und beeinflußt zu haben. Denn es dürfte schwerlich als Spiel des Zufalls anzusehen sein, daß in dem erwähnten Breitkopfschen Catalogo in den nämlichen Supplementen, die Swietens Sinfonien bringen, solche von Starzer, Gemmingen und Kompositionen Kohauts stehen, von Haydn nicht zu sprechen, der nächst Em. Bach und Graun das Muster abgeben mußte.

Die Sinfonien in *D*dur und *E*sdur.

Von den 8 oder 12 Sinfonien, die Swieten geschrieben haben soll, sind bisher zwei abschriftlich in Stimmen ermittelt. Beide gehören der 2. Serie an, die Breitkopf im 15. Supplement anzeigt. Von der ersten liegt eine Abschrift im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien unter dem Titel

„*Ouverture dell'Opera Carrara par van Swieten*“

Eine Oper dieses Namens wurde bisher nicht ermittelt, vermutlich hat Swieten für eine der zahlreichen Liebhaberaufführungen bei den Fürsten Auersperg oder Lobkowitz, die ein Privattheater besaßen, seine Komposition zur Verfügung gestellt. Die Sinfonie ist dreisätzig, von mäßiger Länge und im Stil der Opernsinfonien Heinrich Grauns gehalten. Die Mitwirkung eines Cembalos ist bei Swietens konservativer Einstellung selbstverständlich. Besetzung Streichquartett, 2 Oboen und 2 Hörner.

Satz I *Allegro* (55 u. 70 Takte). Anlage \parallel : T—D \parallel : D—T \parallel

Die Sinfonie beginnt mit einem sehr energischen Thema, dessen Schwung sich aber rasch in dem bekannten Passagenflitter verliert, der den Werken der Berliner, auch der Mannheimer Schule eigen ist. In Takt 34 setzt das zweite Thema ein, von einer eigentlichen Durchführung ist kaum zu reden. Dagegen werden bereits die dynamischen Künste der Mannheimer angewandt, wie es der Ausschnitt aus diesem Satz (siehe Beilage) zeigen kann. Er soll zugleich ein Bild von der einfachen Instrumentierung vermitteln, die die Bläser nur harmoniefüllend eintreten läßt.

Satz II *Andante* (36 u. 48 T.). Anlage \parallel : °T—°T \parallel : °T—°T \parallel

The image shows a musical score for two woodwinds. The top staff is for the first Oboe (VI. I. Ob.) and the bottom staff is for the second Bassoon (VI. II. Br.). Both staves are in D major (two sharps) and 3/8 time. The music consists of rhythmic patterns of eighth and sixteenth notes, with some rests. The notation is typical of a woodwind part from a classical score.



Hier gibt sich Sw. von seiner weicheren Seite. Die erste Violine ist solistisch verwendet, die Hörner pausieren und die Oboen verstärken mit ihren Terzen die melancholische Stimmung dieses *h-moll*-Satzes, von dem hier der Anfang gegeben wird.

Satz III *Allegro assai* (211 T.). Französische Rondoform (majeur—mineur—majeur)

Das Minore bringt aber nicht etwa eine Variante in Moll, sondern nur leere Triolenläufe, die allerdings in den häufigen *piano-forte*-Akzenten einen gewissen Reiz erfahren. Es leitet über zu einem kurzen *Presto*, das den Satz flott ausklingen läßt.

Die Vorlage aus dem Archiv der Ges. d. Musikfreunde stammt nicht aus dem Breitkopfschen Abschriftenlager, sondern wurde in Wien kopiert. Sie ist öfters fehlerhaft bzw. unklar, doch ließ sich der Sinn eindeutig feststellen. Die Entstehung der Komposition dürfte in die Jahre 1777–1783 fallen.

Die zweite Sinfonie aus dem Besitz der Schweriner Musiksammlung trägt die Aufschrift

2 Violini
Sinfonia in Es a 2 Oboe Viola e Basso
2 Corni

Sie ist in Stimmheften erhalten und wurde wahrscheinlich zu Zeiten Rosettis für die Hofkapelle in Ludwigslust angeschafft. Die Anlage ist wiederum dreisätzig und weicht kaum vom Schema der *D-dur*-Sinfonie ab. Dafür ist die Satztechnik etwas gesteigert.

Satz I *Allegro* (92 u. 130 T.). Anlage \parallel : T—D \parallel : D—T \parallel

Mit einem Unisono setzen die Instrumente ein, doch wird der angeschlagene pathetisch-feierliche Ton rasch aufgegeben. Swieten moduliert nach der Dominante, kann aber kein zweites Thema finden. Immerhin ist die Durchführung weniger äußerlich geraten als bei der vorhergehenden Sinfonie. Die verschiedentlichen Abweichungen in verwandte Tonarten bringen etwas Abwechslung in den Satz. Ebenso sind die häufig eingesetzten piano-forte-Kontraste, sowie der synkopierte Rhythmus nicht ungeschickt auf Wirkung berechnet und steigern den festlichen Charakter dieses ansprechenden Satzes, der in einem pianissimo ausklingt.

Satz II

Andante sostenuto (20 u. 24 T.). Anlage \parallel : °T—°Tp \parallel : °Tp—°T \parallel

Das kurze Siciliano steht in c-moll, der Fluß der einfachen Melodie wird durch übertriebene Melismen aufgehalten, die infolge der eigentümlichen bizarren piano-forte-Akzentuierung fremdartig erscheinen. Die erste Violine ist solistisch verwendet, die Bläser pausieren. In seiner trüben Stimmung, die durch keinerlei Wechsel der Tonart aufgehellt wird, verläuft der Satz im ganzen wenig ansprechend.

Satz III *Allegro assai* (206 T.). Der Satz beginnt mit folgendem Thema:



Zu einer straffen Verarbeitung kommt es nicht, Swieten scheint vielmehr direkt am Thema zu kleben und verliert sich in endlose Sechzehntelpassagen. Die Bläser sind nur harmoniefüllend eingesetzt. Der Schwerpunkt der Es-dur-Sinfonie liegt zweifellos im Eingangssatz (siehe Beilage). Die Entstehungszeit fällt in die Jahre 1781—1783.

Überblickt man diese Kompositionen, so muß man zunächst mit Verwunderung feststellen, daß Swieten sich hier nicht als Anhänger des strengen Stils zeigt, den er sonst so bewundert und propagiert. Beide Kompositionen gehören dem Typ der italienischen Sinfonie an, wie er damals bei den Dilettanten gerade besonders beliebt war. Der Satz ist in der Hauptsache homophon, überraschende Modulationen oder Klangeffekte, Imitationen, auf die Swieten die Komponisten gerne hinzu-

weisen pflegte (Haydn), fehlen gänzlich. Aus dieser Sachlage heraus kann es als völlig ausgeschlossen gelten, daß er, wie die Tradition (Quelle?)¹⁾ berichtet, nach Mozarts Tod Händels Oratorien: Athalia und Wahl des Herakles selbst neu eingerichtet und instrumentiert habe. Soweit aus den in Raudnitz (Archiv Lobkowitz) befindlichen Partituren ersichtlich, mögen Karl Röllig, Salieri oder Weigl beteiligt sein, auf jeden Fall war Swieten nur Anreger und Auftraggeber, auch ließ sich bisher keine Aufführung ermitteln. Andererseits wird Haydns Urteil über Swietens Sinfonien („so steif, wie er selbst“) den vorliegenden nicht gerecht. Was hier von Swieten geboten wird, lehnt sich an die Art früher Haydnsinfonien an und war auf Dilettantenkreise berechnet, wie sie bereits in Berlin bestanden. Hier fanden, den bereits erwähnten zeitgenössischen Bemerkungen zufolge, seine Schöpfungen Anklang. In die Tiefe gehen sie nicht, dazu reichte seine Begabung offensichtlich nicht aus. Swieten war auch in der Musik mehr Theoretiker als praktisch befähigt. Allenfalls macht seine Dirigententätigkeit bei der Vorbereitung der Oratorienaufführungen eine Ausnahme. Im übrigen steht es mit seinen Kompositionen ähnlich wie mit den späteren Textdichtungen. Es fehlt nicht an Ideen und an der Kenntnis des technischen Apparates. Doch bleibt er immer in den ersten Ansätzen stecken, seine schönen Grundsätze und Gedanken kommen nicht zur Entwicklung, weil ihm das Fundament fehlt — eine geniale Begabung. Die meisten der musikalischen Gesellschafter Swietens waren zur Komposition befähigt. So verzeichnet der Katalog Breitkopfs Sinfonien von Gemmingen und Kohaut neben solchen von Haydn und Dittersdorf — eine erhebliche Anzahl mögen nur handschriftlich in den Kreisen von Johann Esterhazy, Kees, Greiner u. a. zirkuliert haben. An sich unbedeutend werfen diese Kompositionen ein bezeichnendes Licht auf den Begriff des „Kenners und Liebhabers“ wie ihn Emanuel Bach prägte und auf die

¹⁾ Ich habe nirgends eine zeitgenössische Angabe finden können, auf die Jahn seine Behauptung in der I. Auflage stützen könnte.

musikalische Bildung der *Wiener Dilettanten*, die *keine großen Könnner* sein wollten, aber mit Recht den *Anspruch* erheben konnten, *als gute Kenner zu gelten*.

Der Verkehr mit Mozart.

Organisation der Oratorienkonzerte.

Mit Mozarts Eintritt in Swietens Kreis trat ein wesentlicher Umschwung ein. Ein guter Klavierspieler war bis dahin entbehrt worden. Wir sehen den Baron seiner Leidenschaft für die Form der Fuge in jeder Beziehung Spielraum gewähren. Die Briefe Mozarts aus seinen ersten Wiener Jahren geben darüber mancherlei Auskunft. Die Einzelheiten und der gewaltige Umschwung, den die Beschäftigung mit den Meistern des strengen Stils in Mozarts Kompositionsweise hervorgerufen hat, dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Hinzuweisen wäre hier noch besonders auf die Arrangements von Bachschen Fugen für Streichquartett und Streichtrio, die bisher ungedruckt blieben. Obgleich 1903 schon Ernst Lewicki¹⁾ und nach ihm Abert auf ihre Existenz hingewiesen haben, ist eine eingehende Untersuchung besonders der 2. Sammlung bisher unterblieben. Von der 1. Sammlung sollte das Autograph kürzlich versteigert werden²⁾, die Überschrift des Manuskripts ist nicht von Mozart, sondern zeigt starke Ähnlichkeit mit Swietens Handschrift. Von der 2. Sammlung von sechs Fugen mit Einleitungssätzen sind nur Abschriften³⁾ in Wien und Berlin bisher bekanntgeworden. Die bisher mitgeteilten Proben lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß Mozart die Bearbeitung gleichfalls für Swieten unternommen hat (1782–1784) und vier von den einleitenden Adagios hinzukomponiert hat. Anscheinend hat auch Jos. Haydn für Swieten in dieser Art gearbeitet. Eitner⁴⁾ erwähnt, daß von ihm sechs Fugen seines Vorgängers in Esterhaz, Gregor Joseph Werners, für Streichquartett

¹⁾ Mitteilungen der Mozartgemeinde, Heft 15 (1903). ²⁾ Versteigerung 55 Liepmannssohn, Berlin, vom 12. 10. 1929, S. 17. ³⁾ Gesellschaft der Musikfreunde und Preuß. Staatsbibliothek. ⁴⁾ Biogr. Quellenlexikon X, S. 233.

bearbeitet wurden, wobei die Einleitung von Haydn selbst hinzugefügt sei. Werners dreistimmiges Original sowie die Quartettbearbeitung kamen in die Berliner Bibliothek. Auch hier steht eine genaue Untersuchung noch aus. Ob Albrechtsbergers op. 2 (6 Quatuors en fugues) für den Kreis komponiert wurden, läßt sich nicht mehr nachweisen, zu dem Kreis der Intimen gehörte er nicht.

Mindestens ebenso wie sein Klavierspiel schätzte Swieten Mozarts hervorragende Fähigkeit im Partiturspiel, wie er sie bei der Durchnahme der verschiedenen englischen Ausgaben von Händels Oratorien sofort bewies. Zum Zweck eines eingehenden Studiums wurde der Kreis, der sich Sonntags von 12—2 Uhr in Swietens Wohnung zusammenfand, etwas erweitert. Hinzutraten der Kapellmeister Franz Teyber¹⁾ und 1783 Jos. Weigl. Nach Mozarts Brief vom 12. April 1783 sang Swieten Diskant, Starzer Tenor, Teyber Baß, Mozart spielte das Akkompagnement aus der Partitur und mußte dazu noch die Altpartie übernehmen. Weigl kam als junger Student zu Swieten mit der Absicht, bei dem Studienpräses ein Stipendium zu erreichen. In seiner Autobiographie²⁾ schreibt er darüber folgendes:

„Baron van Swieten, der die [Stipendien] damals zu vergeben hatte, versprach [meinem Vater] für mich zu sorgen und lud mich ein, alle Sonntag zu ihm von 12 Uhr bis 2 Uhr zu kommen. Er machte in diesen 2 Stunden immer Händelsche Werke. Mozart accompagnierte, Swieten, Starzer und ich sangen, da lernte ich, wie man Partituren spielen sollte . . . [folgen einige Sätze über Mozarts Partiturspiel]. Ich cultivierte so den Baron anderhalb Jahre in der Hofnung (!) eines Stipendiums, studierte fleißig [Jurisprudenz] — konnte mir [aber] kein Stipendium ersingen.“

1) Mozarts Angabe „der junge Teyber“ deutet meines Erachtens auf den jüngeren der zwei Brüder, der 1810 als Hoforganist starb, vgl. Zahn, III, S. 372, Anm. 77. 2) Manuskript (ungedruckt) in der Nat.-Bibliothek Wien. Für die Mitteilung dieses Auszuges bin ich Prof. Haas zu Dank verpflichtet. Vgl. den Artikel Weigl bei Wurzbach, Bd. 53, S. 280 „da hörte Josef, während Mozart am Flügel dirigierte, die Werke von Bach, Händel, Graun u. a. berühmten älteren Meistern, welche ihn für die Musik so sehr begeisterten, daß er die juristischen Studien immer lässiger betrieb . . .“

Von Händel kamen damals Judas Maccabäus, Joseph, Samson, Messias, Alexanderfest, Acis und Galathea, Caecilienode, Herakles, Athalia, Trauerhymne, Utrechter Te Deum sowie eine Reihe von Psalmen und Anthems in Frage. In zweiter Linie standen Oratorien von Em. Bach, Graun und Hasse, die ebenfalls nach Swietens Geschmack waren. Ungeklärt wird immer die Frage bleiben, weshalb Mozarts Beziehungen zu Swieten gegen Ende des Jahres 1784 loser wurden und der enge Kontakt der ersten Zeit verlorengehen konnte. Möglicherweise machten die gesteigerten Amtsgeschäfte Swieten die Weiterführung dieses Studienkreises zeitweise unmöglich, wahrscheinlich war auch sein Notenschatz, den er ständig vermehrte, schließlich erschöpft. Vor allem auch wird Mozarts Interesse nachgelassen haben, nachdem er die von Swieten in liberaler Weise geliehenen Partituren durchstudiert¹⁾ und verarbeitet hatte. Die Eigenheiten des Barons waren nicht leicht zu ertragen und schließlich dürften Neider und Verleumder wie bei Josef, so auch bei Swieten gegen Mozart intrigiert haben. Im übrigen hatte der Freiherr besondere Pläne und Ziele auch bei diesen Hausmusiken verfolgt, mit denen er Mitte der achtziger Jahre vor die Öffentlichkeit trat, nachdem er durch systematische Werbung eine Reihe von Mitgliedern des Hochadels dafür gewonnen hatte und die Gründung der *Gesellschaft der Associierten Cavaliers* (1786—1792) erfolgt war.

Außer Swieten, der als „Secretär“ die Leitung und Organisation in Händen hatte, umfaßte sie noch sechs unterstützende Mitglieder²⁾, die Fürsten Schwarzenberg, Lobkowitz, Dietrichstein; die Grafen Apponyi, Batthyany, Johann Esterhazy.

¹⁾ Über die gründliche Art, wie dies geschah, hat Stadler in seinen Schriften zur Einheitsfrage des Requiems sehr wertvolle Aufschlüsse gegeben, auf Grund der ihm vorgelegenen Skizzenblätter in Mozarts Nachlaß. Abt Stadler verkehrte nach Mozarts Tod „als stets willkommener Gast“ bei Swieten, Kees, Greiner u. a. (Schilling, Univ. Lex., Bd. 6, S. 463 f.)
²⁾ Pohl: Haydn II, S. 161. Diese Gesellschaft darf nicht verwechselt werden mit derjenigen, die 1799 mit 11 Mitgliedern begründet wurde, um Haydns Oratorien zu subventionieren.

Das Ziel war durch Aufführung der erwähnten Oratorien für Vertiefung der musikalischen Kultur zu wirken, die sich in Wien nach seiner Meinung immer mehr verflachte und einem Verfall zuzustreben schien. Die Kosten nahmen die Mitglieder nach Maßgabe des einzelnen Vermögens auf sich, auch Swieten hat seinen Beitrag dazu gegeben. Außerdem stellte er sein Haus für die Proben zur Verfügung, und war bei der Einstudierung in erheblichem Maße beteiligt. Orchester und Chor wurden der Hofkapelle entnommen. Die Einzelheiten der Bearbeitungsfrage und das persönliche Verhältnis habe ich an anderer Stelle¹⁾ ausführlich behandelt. Bemerkenswert für die Einstellung Swietens bleibt der Umstand, daß Mozart die Direktion der Aufführungen erst 1787 nach Starzers Tod erhielt, der als erster Händels Judas Maccabäus für diese Aufführungen bearbeitet hatte²⁾. Seine Bearbeitung gab das Muster ab für die späteren bekannten vier Oratorienbearbeitungen Mozarts, die er gegen Bezahlung für Swieten unternahm. Welch starken persönlichen Anteil Swieten an diesen Bearbeitungen hat, wurde in der genannten Spezialuntersuchung an Hand der wiederaufgefundenen Messiaspartitur nachgewiesen. Sehr wertvolle Aufschlüsse geben auch die früheren Forschungen von Friedländer und Botstiber auf Grund der wiedergefundenen handschriftlichen Textbücher zur Schöpfung und den Jahreszeiten. Ähnliche ins Einzelne gehende Vorschriften mag Swieten Mozart gemacht haben, als es sich um die Vermehrung der Instrumentation bei den Händeloratien handelte.

Da zu den Aufführungen im großen Saal der Hofbibliothek, bei Schwarzenberg und Esterhazy nur eine beschränkte Anzahl geladener Gäste Zutritt hatte, sind nur spärliche Berichte und diese zumeist in Tagebüchern zerstreut erhalten. Nach diesen scheinen von 1786-1792 folgende Werke aufgeführt worden zu sein:

¹⁾ Zeitschrift für Musikwissenschaft 1929, Heft 1, S. 21f. Eine weitere Darstellung erschien soeben im Märzheft der Musik. ²⁾ Vor allem kommen die ungedruckten Aufzeichnungen des Grafen Karl von Zinzendorf in Frage, die auch Pohl benutzt hat.

-
- 1786 Händel: Judas Maccabäus.
 1787 Hasse: La conversione di S. Agostino.
 1788 Ph. Em. Bach: Auferstehung und Himmelfahrt Jesu.
 Händel: Acis und Galathea.
 1789 „ Messias.
 1790 „ Messias.
 1791 „ Alexanderfest.
 „ Caecilienode.
 1792 Mozart: Requiem.

Der äußere Verlauf bei den Bearbeitungen ist folgender: Nachdem die Wahl getroffen war, hatte Swieten zunächst die Textübersetzung zu besorgen, wenigstens soweit es sich um Händeloratorien handelte. Er nahm diese Aufgabe mit größter Sorgfalt in Angriff, suchte sich etwaige frühere deutsche Übertragungen zu beschaffen, und feilte oft monatelang noch an dem Textbuch herum. Auf die erheblichen Schwierigkeiten bei der musikalischen Redaktion ist a. a. O. im einzelnen eingegangen worden. Maßgebend waren dabei in erster Linie die gegebenen Verhältnisse, d. h. der Mangel einer Konzertorgel und die geringe Stärke des Chors. Erst in zweiter Linie kam die Frage der Anpassung an den veränderten Zeitgeschmack. Infolgedessen bleibt die Zahl der Auslassungen sehr gering, die Abstriche in der Messiasbearbeitung z. B. stehen weit hinter dem Maß zurück, wie es heute üblich geworden ist. Die Angelegenheit des Rezitativs, das Mozart (an Stelle der Arie 48) auf Swietens Wunsch gesetzt hat, stellt einen Präzedenzfall dar. Im allgemeinen wurde das Original respektiert. Nachdem in mehrfachen Proben in Swietens Räumen die endgültige Fassung unter Herbeiziehung von Solisten festgelegt worden war, wurden gewöhnlich zwei Hauptproben veranstaltet. Die Opfer an Zeit und Geld, die mit der Vorbereitung für Swieten verbunden waren, stellen seinem Idealismus als Kunstfreund ein schönes Zeugnis aus. Auf die Erstaufführung im Saal der Hofbibliothek (aus Beleuchtungsgründen mußte die Mittagszeit [3 Uhr] gewählt werden) folgten gewöhnlich zwei oder mehrere Wiederholungen auf Kosten des Fürsten Schwarzenberg, oder bei Johann Esterhazy, die beide für Händels Oratorien

besonders eingenommen waren. Die Kosten der Hauptaufführung wurden auf die Kavaliere in gleichen Anteilen verteilt, sie waren nach den von Botstiber veröffentlichten Zahlen sehr beträchtlich. Fand das Werk starken Beifall, so stellte Swieten die Bearbeitung der Öffentlichkeit zur Verfügung und veranlaßte eine Aufführung im Nationaltheater oder in Jahns Saal. Manchmal auch sehen wir Mozart eine Aufführung zu seinem Benefiz dirigieren (Acis, November 1788); auch für die Bearbeitung selbst wurde er von Swieten honoriert.

Überblickt man die Weiterentwicklung nach 1800, so gewinnt man den Eindruck, daß sich die Taktik des Freiherrn bewährt hat. Sein Beispiel selbst fand Nachahmer. Es sei nur verwiesen auf die Veranstaltungen des Barons von Würth, des Hofrats Kiesewetter und des Grafen Heinrich von Haugwitz. Die Kavaliere selbst veranstalteten in zunehmendem Maße Wiederholungen auf eigene Kosten und regten durch ihre Konzerte auch weitere Musikliebhaber aus ihren Kreisen an; so hört man von einer Händelaufführung beim Fürsten von Paar (Dezember 1794), um nur ein Beispiel zu nennen. Wenn in den neunziger Jahren Swietens Energie durch Mozarts Tod und äußere Schwierigkeiten lahmgelegt wurde, so war dies doch nur für kurze Zeit. In den Jahren 1791—1796 trat er selbst stark zurück, seine Aktivität ging auf die Gesellschafter über. Sie trugen Sorge, daß die Konzerte und die Bewegung nicht zum Stillstand kamen. Für Händels Werke traten besonders ein Graf Johann Esterhazy, Fürst Schwarzenberg, in späteren Jahren auch Lobkowitz. In der Karwoche 1799 fanden im Palais Schwarzenberg allein zwei Messiasaufführungen statt. Als Dirigenten bzw. am Cembalo wirkten außer Haydn und Salieri noch Weigl und Umlauff mit. Beethovens Interesse für Händel scheint erst später richtig erwacht zu sein, als Swieten bereits tot war. Nach den Mitteilungen zu schließen, die Stumpf überliefert hat, scheint er von diesen Privatkonzerten nur wenige besucht zu haben, ein Umstand, der vielleicht im Zusammenhang steht mit seiner zunehmenden Reserve gegenüber Swieten.

Seit 1796 steht Haydn im Vordergrund. Kaum war aber die erste Begeisterung für seine in Gemeinschaft mit Swieten entstandenen Oratorien verrauscht, so setzt bereits wieder das Verlangen nach Händels Kompositionen ein. Vom Jahre 1806 an führte das Theater an der Wien jährlich in den Fasten oder vor Weihnachten Händelatorien mit starkem Beifall auf. Nach Hanslicks Angaben (S. 193) wurden die Bearbeitungen Mozarts herangezogen, von denen u. a. Josef Weigl sich Kopien angefertigt hatte. Den äußeren Anlaß gab der Bassist und Regisseur Friedr. Sebastian Meyer (1773—1835), der ein begeisterter Händelverehrer war und für seine Benefizabende mit Vorliebe Händelatorien wählte. Zur Aufführung kamen folgende Werke:

- 1806, 30. März: Messias (Theater an der Wien)
- 1806, ? Dez.: Judas Maccabaeus (Hoftheater)
- 1806, ? ? Caecilienode (Theater an der Wien)
- 1807, 22. März: Alexanderfest (Theater an der Wien)
- 1807, 17. Dez.: Alexanderfest (Burgtheater)
- 1809, 27. April: Messias (Theater an der Wien)
- 1811, 25. Dez.: Acis und Galathea (Theater an der Wien)

Die Aufführungen im Theater an der Wien wurden trotz mancher Unzulänglichkeiten sehr beliebt, besonders soweit sie das Alexanderfest oder den Messias betrafen, so daß man Wiederholungen im Nationaltheater u. a. O. zu Wohltätigkeitszwecken ins Werk setzte. Sie machten starken Eindruck auch auf weitere Kreise, so daß schließlich 1812—1816 Massenaufführungen unter Teilnahme aller Kreise (Orchester 500 Musiker — Chor 3—400 Mitwirkende), auch als Festkonzert vor dem Fürstenkongreß veranstaltet werden konnten. Damit hatte sich Händel in Wien durchgesetzt.

Die im Archiv des Fürsten Lobkowitz in Raudnitz erhaltenen Partituren von Händels Athalia und Wahl des Herakles sind noch nicht genau untersucht worden. Die Bearbeitung ist indessen eine wesentlich andere als bei Mozart und Starzer, vor allem durch das Hinzutreten der Harmonika (auch für die Caecilienode findet sich eine solche Stimme in R.), die auf die

Mitwirkung Rölligs¹⁾ hinzudeuten scheint. Röllig tritt als Komponist für dieses Instrument von 1790 ab in Wien auf und wurde von Swieten als „Bibliotheksdiener“ angestellt.

Swietens Verhalten nach Mozarts überraschend frühem Tod hat zu starken Mißdeutungen Anlaß gegeben. Ein persönliches Verhältnis bestand seit 1784 nicht mehr. Seinen Verpflichtungen ist Swieten in vollem Maße nachgekommen. Die Beerdigung in einem Massengrab kann aus der Zeit heraus verstanden werden, hatte doch Josef wenige Jahre zuvor sogar den Sarg für überflüssig erklärt bei den Begräbnissen und jeglichen Aufwand mit Verboten und Vernunftgründen zu verhüten gesucht. Daß er in dieser rationalistischen Einstellung an Swieten einen Bundesgenossen fand, liegt auf der Hand. Was aber die Weiterentwicklung betrifft, so hat Swieten (wie früher Mozarts Gesuch) auch die Bittschrift der Konstanze an den Kaiser unterstützt, die Unterbringung des ältesten Sohnes bei Niemetschek in Prag in die Wege geleitet und von Zeit zu Zeit persönlich oder schriftlich nachgefragt. Wenn er pekuniär nicht eingegriffen²⁾ hat und außer der Aufführung des Requiems in Wien 1792, die er nach Stadlers Angabe³⁾ ins Werk setzte, die Witwe nicht unterstützte, so lag dies in der Art der früheren Beziehungen begründet und nicht zuletzt in dem Verhalten der Konstanze, die es anscheinend nicht verstand oder unterlassen hat, sein Interesse wachzuhalten. Als letztes aber kamen die erwähnten äußeren Ereignisse (Dienstenthebung) hinzu, die ihn verbittert und teilnahmslos machten, weshalb auch die Händelaufführungen in jenem Jahr zunächst aufhören. Die Frage, ob die genannten Händelratorien die einzigen waren, die von Mozart und Starzer für Swieten eingerichtet wurden, muß offen bleiben, ebenso die Frage des

1) Karl Leopold Röllig 1761—1804. In den letzten Lebensjahren wird er direkt zum Faktotum bei Swieten. 2) Brief an Härtel vom 21. 3. 1800 „Ich that alles ohne die geringste Entgeltung, wengleich Baron v. Switten (!) schöne Versprechungen und liebliche Briefe nicht spart.“ Bär-Jahrbuch 1928, S. 110. 3) Vertheidigung der Echtheit des Mozartischen Requiems, Nachtr. S. 6.

Bearbeiters, der Händels Athalia und die Wahl des Herakles eingerichtet hat. Die bisherige Identifizierung mit der Person des Freiherrn ist, wie bereits bemerkt, durchaus von der Hand zu weisen. Weigl und Umlauff waren bei den Aufführungen unter Mozart beteiligt, später trat Haydn hinzu; außerdem käme noch Salieri in Frage.

Der Verkehr mit Beethoven und Haydn.

In gewisser Hinsicht scheint Beethoven in seinen ersten Wiener Jahren Mozart bei Swieten ersetzt zu haben. Wie dieser wurde er schon in der ersten Zeit mit dem Freiherrn bekannt, die Folge war, daß er, wie Schindler¹⁾ sich ausdrückt, in diesem „Kunstmäcen einen Cicerone“ fand, der ihn „bald an seine Person, wie auch an sein Haus zu fesseln verstand“. Bei den Gesellschaften, hören wir weiter, hatte nun Beethoven „am längsten auszuhalten, denn der alte Herr war ein musikalischer Nimmersatt. So kam es, daß er Beethoven in der Regel spät fortließ, weil dieser sich bequemen mußte, noch eine Anzahl Fugen von Seb. Bach ‚zum Abendsegen‘ vorzutragen“. Ein undatiertes Billett deutet auch auf intimeren Verkehr in kleinem Kreise, wofür der Mittwoch reserviert war, wobei er „um $1\frac{1}{2}$ 9 Uhr abends mit der Schlafhaube im Sack“ erscheinen sollte. Der Verkehr hat sich für Beethoven in jeglicher Beziehung gelohnt. Swieten führte ihn in Händels Oratorienwerke ein und legte so den Grund zu jener hohen Verehrung und Begeisterung, die Beethoven für Händel bis an sein Lebensende bewahrt hat. Das volle Verständnis konnte ihm naturgemäß erst in reiferen Jahren aufgehen. Weiterhin aber konnte er im Gegensatz zu Mozart von Swietens literarischen Schätzen Gebrauch machen. Homer und Shakespeare wurden ihm mehr und mehr vertraut und bleiben seine Lieblingsschriftsteller. Sein Bildungstrieb wurde von dem Hausherrn gern unterstützt und durch Erläuterungen und Überlassung von Büchern

¹⁾ Biographie von L. v. B., S. 19, 20 u. 23.

gefördert. Literarische und politische Diskussionen waren beiden nicht unlieb, so wurde das Verhältnis rasch freundschaftlicher. Beethoven hat dies auch anerkannt und dem Freiherrn seine erste Sinfonie gewidmet. Sie lehnt sich bekanntlich noch an Haydns Art an und konnte daher seinem Geschmack entsprechen. Gewisse Lücken in Beethovens Ausbildung scheinen Swieten gleich anfangs aufgefallen zu sein, er riet ihm nach Schenks¹⁾ Angaben dringend, ein systematisches Studium des Kontrapunkts zu betreiben, wobei er auf seinen Liebling Jos. Haydn hinweisen konnte. Sehr unangenehm aber wurde der Mäcen durch seine fortgesetzten Erkundigungen nach den gemachten Fortschritten, ein pedantischer Zug, der bereits bei anderer Gelegenheit berührt wurde. Daher sehen wir Beethoven seit dem Jahre 1795 (?) sich mehr und mehr von Swietens Abenden zurückziehen; wie andere Ratsschläge und Winke „blieben auch Swietens verständiger Rat und Ermahnung oft unbeachtet und dieser sein Einführer in die höhere Gesellschaft mußte sich begnügen, wenn der eigenwillige Künstler nur zu seinen Abendmusiken kam“.

Auch Johann Schenk war mit Swieten bekannt und scheint zwar nicht regelmäßig, aber doch gelegentlich in seinem Haus verkehrt zu haben. In seiner Autobiographie berichtet er über seinen Unterricht bei Wagenseil in den Jahren 1774—1777, daß er Sebastian Bachs Präludien und Fugen, sowie Händels Klaviersuiten studieren mußte. Später folgten Messen von Palästrina, worauf Wagenseil mit ihm Händels Oratorien: Alexanderfest, Athalia, Judas Maccabäus und als letztes Werk den Messias durchgenommen habe. „Der hoch erhabene Händl war nach meinem Sinne das Höchste.“ Schließlich wagt er sich 1778 an die Komposition einer Messe, legt sie Haydn

¹⁾ Johann Schenks Autobiographie (Studien zur Musikwissenschaft, H. XI, 1924). Von Händels Oratorien schätzte Beethoven besonders den Messias (vgl. auch die Händelzitate in Thayers Beethoven). Die Beschäftigung mit Mozarts Fuge in c-moll (Köchel 426), die sich B. eigens in Partitur schrieb, dürfte auf Swietens Anregung zurückgehen.

und Swieten vor und bringt sie mit Hilfe des Hofrats Kees in der Magdalenenkirche zur Aufführung. Damit war er bei dem Baron vorzüglich eingeführt; möglicherweise ist auch die Bearbeitung der Athalia nach Mozarts Tod unter seiner Mitwirkung erfolgt.

Mitte der neunziger Jahre hatte Swieten sich in die für ihn gegebenen Verhältnisse gefunden, die Erfolge Haydns in England und seine Berichte über die dortigen Konzerte sowie ein Oratorientext, den er mitgebracht hatte, gaben ihm Veranlassung, bei Haydn auf die Komposition von Oratorien mit aller Energie zu dringen. Als erstes veranlaßte er die Vokalbearbeitung der „Sieben Worte des Erlösers am Kreuz“. Den Text hat Swieten nach einer fremden Vorlage unter Benutzung des Textbuches zu Grauns Oratorium „der Tod Jesu“¹⁾ zusammengestellt. Im weiteren muß auf Pohls und Botstibers Forschungen und vor allem auf die Dissertation von Baumgärtner verwiesen werden. Die sieben Worte erlebten zahlreiche Aufführungen nicht nur in Wien. Die spätere Drucklegung (Partitur und Klavierauszug) geschah noch unter den Augen Swietens, der seine Mitarbeit und seinen Namen nicht genannt haben wollte. Wenn schon die Händelaufführungen dem Freiherrn Ansehen und Befriedigung verschafft hatten, so wurden diese ersten Erfolge durch die Weiterentwicklung stark in Schatten gestellt. An Stelle der früheren Bestrebungen konzentriert sich nun sein ganzes Interesse auf die Gewinnung geeigneter Oratorientexte für Haydn, die sein von ihm erst neuentdecktes Talent in vollem Lichte erscheinen lassen konnten. Zunächst machte sich Swieten an den von Haydn aus England gebrachten Text (John Miltons Paradise lost), um ein Textbuch für die Schöpfung zusammenzustellen, wobei er ebenso wie bei Haydns nächstem Oratorium „Die vier Jahreszeiten“ (Thomson, The Seasons) für die Komposition detaillierte Anweisungen gab. Auf ihrer genauen Berücksichtigung konnte er in hartnäckigster

¹⁾ Pohl: Haydn II, S. 218, Anm. 9.

Weise bestehen. Sehr zum Mißfallen Haydns, der sich indessen in Gutmütigkeit fügte und späterhin auch einsah, daß Swietens Forderungen Grund hatten und auf einem wirklichen musikalischen Verständnis beruhten. Schon vor der Komposition dieser Oratorien hatte sich Haydn mit Händels Oratorien beschäftigt, besonders seitdem er in England verschiedene Aufführungen angehört hatte. Was ihn speziell interessierte, war die Satztechnik und die musikalische Thematik der Chöre. Seine Mitwirkung als Dirigent in Swietens Konzerten gab ihm Gelegenheit, ihre Wirkung im einzelnen auszuprobieren und seine Kenntnisse an Hand von Swietens Oratoriensammlung zu erweitern. Daß er die Bestände seiner Musikalienbibliothek genau kannte, beweisen seine Äußerungen gegenüber Griesinger, als sie zur Versteigerung kommen sollte. In London hatte er (1795) von der Königin eine Abschrift von Händels Passion (Brockes-Passion) erhalten. Er schätzte die Komposition sehr und trug sich mit der Absicht, einen Schlußchor anzufügen, wozu es indessen nicht mehr kam. Durch Griesinger ließ er Gottfried Härtel eine Abschrift anbieten. Die Passion wurde später abschriftlich in Vertrieb genommen¹⁾. Die Wirkungen dieser Beschäftigung mit Händels Chorstechnik treten bei der Komposition der letzten Oratorien auffallend in Erscheinung. (Vgl. Kretzschmar, Führer II, 2. S. 289 f.) An dem Erfolg dieser Oratorien, die Haydns Ruhm über die Grenzen Österreichs hinaustrugen und ihm ein schönes Vermögen eintrugen, hat Swieten einen erheblichen Anteil. Die Aufführungen waren die Glanzpunkte seines Lebens. Sie konnten seine Verbitterung über die Verkennung seiner Studienreform beheben; die Briefe August Griesingers an Breitkopf & Härtel zeigen, wie der alte Freiherr in jenen Jahren aufzuleben begann und sich mit „wahrem Feuereifer“ der Sache widmete.

Über seine Pläne und Anschauungen sind wir durch den eben genannten Briefwechsel²⁾ sehr eingehend unterrichtet.

¹⁾ Eine ausführliche Darstellung wurde in der Musik XXI, S. 249 f. von mir gegeben. ²⁾ Auf Einzelnachweise glaube ich hier verzichten zu dürfen.

Griesinger besaß eine hohe Anpassungsfähigkeit, er wußte Swieten mit dem nötigen Respekt zu begegnen, und seine gelegentlich etwas galligen Launen zu ertragen. Bei den Unterhandlungen bewies er Takt und ging jeglicher Polemik klug aus dem Wege. Außerdem verstand er die seltene Kunst gut zuzuhören und konnte sich durch diese Qualitäten rasch das volle Vertrauen der alternden Exzellenz gewinnen. Seine mit vielen persönlichen Bemerkungen durchsetzten Berichte sind geeignet, das Bild von Swietens Persönlichkeit weitergehend zu ergänzen und abzurunden. Ein gutes Gedächtnis befähigt ihn, das Gehörte vielfach im Wortlaut wiederzugeben. Als Beispiel folgt hier ein Brief G.s an Härtel, der auf Swietens Persönlichkeit näher eingeht.

Wien d. 25. März 1801.

Mein werthester Freund,

Hier schicke ich Ihnen Haydns Unterschrift, nicht ohne eine geheime Freude über den glüklichen Erfolg meiner Negociation, weil sie mir, wie Sie aus folgender Erzählung sehen werden, ziemlich erschwert wurde. H. hatte den Vorbericht schon seit 4 Wochen; während seiner Krankheit konnte ich natürlicherweise nicht darnach fragen. Nach seiner Genesung erinnerte ich ihn daran. Nun erklärte er, er habe der Sache weiter nachgedacht, u. halte es für unnöthig, eine Vorrede vordruken zu lassen, weil er die 7 Worte nicht selbst herausgebe. Umsonst stellte ich dieser Bedenklichkeit die einleuchtendsten Gründe entgegen. Endlich brachte ich doch so viel von ihm heraus, er wolle es auf das Urtheil des Bar. Swieten ankommen lassen, was dieser thue, sey wohlgethan. Sogleich machte ich mich auf den Weg zu B. Sw. Dieser mißbilligte die Vorrede nicht, bat mich aber seinen Namen, den ich genannt hatte, wegzulassen, er insinuirte mir auch mit Adellung in der Hand, „damahls“ statt damals, „Adagio's“ statt Adagios, „hängende“ statt hängende zu schreiben, weil jenes voller töne als dieses. Ich unterwarf mich in Demuth diesem Purismus, und brachte ihm am folgenden Tage die revidirte und castrirte Vorrede, mit der er auch ganz einverstanden war. Nun rannte ich damit zu H. und erhielt, was ich wünschte. H. hatte mir zugleich aufgetragen, Swietens Meynung über die Abtretung der Platten von der Schöpfung einzuziehen. Swieten ist der Meynung, H. solle dieselben nicht veräußern, sie seyn ein Capital, das jährlich wenigstens seine 50 bis 60 Ducaten eintrage; H. solle daher entw. eine jährliche Rente oder ein verhältnißmäßiges Capital fordern. Von diesem Beschlusse seines Orakels wird H. nicht abzubringen seyn, ob ich gleich sehr wohl merkte, daß ihm der Selbstverlag entleydet ist. Bis jetzt sind noch nicht 800 Exemplare gedruckt, die Platten müssen also noch im besten Zustand seyn; jetzt läßt er noch 18 Riß Papier darauf verwenden, die er aus Venedig erhalten

hat. „Dann kaufe ich aber kein Papier mehr“ setzte er etwas unwillig hinzu, seine Kosten belaufen sich schon über 2500 fl. u. das Geld gehe langsam ein. Er bezahlt in die Drukerey für jedes Exemplar 1 fl. 30 k. Der Vorschlag mit den 300 Exemplaren schien ihm nicht zu gefallen, weil er befürchten müsse, sie bleiben ihm liegen; er fand auch einige Bedenklichkeiten wegen Artaria, der bisher die Mühe der Versendung auf sich genommen habe, u. den er noch in manchen Fällen brauchen könne. Pleyel wollte dem H. die Platten von Leipzig aus abhandeln, er erhielt aber eine abschlägige Antwort, weil H. nicht gern mit ihm zu thun hat. Noch ein Beweis von dem großen Einfluß, den Swieten auf H. hat, ist folgende vertrauliche Erklärung, die mir H. machte. Nur unter der Versicherung, daß er für die 7 Worte hundert Ducaten erhalte, konnte er Swietens Einwilligung zur Veräußerung bekommen. Nichtsdestoweniger ließ Sw. gegen mich verlauten: H. habe eine äußerst mäßige Forderung gemacht.

Ich muß Ihnen doch noch aus meinen Besuchen bey Sw. wovon jeder gegen zwey Stunden dauerte, einige Notizen ausheben. Ich bin überzeugt, daß diese freundschaftliche Mittheilung *unter uns bleibt*, und daß Sie den Tadel, so bald Sie ihn gegründet finden, ertragen können. Sw. ragt offenbahr unter den Personen seines Standes hier sehr hervor, er ist ein warmer Freund u. Beförderer der Musen, und man kann ihm gründliche u. helle Einsichten in viele Fächer nicht absprechen. Er ist ein sehr aufmerksamer u. strenger Leser der musikal. Zeitung. Einige Aufsätze haben ihm Vergnügen gemacht; in einer Menge anderer bemerke er einen kleinstädtischen Ton de coterie, Mangel an Urbanität und wahrer Empfindung für Musicalische Schönheiten. So habe man von dem großen Beyfall erzählt, den eine Oper erhalten habe, die in Neuwied, ja sogar auf einem Speicher, und überdies ohne Blasinstrumente aufgeführt worden sey. Haydn sey über eine Quintenfolge muthwilligerweise genekt worden (H. selbst äußerte hierüber gegen mich, ob es auch der Mühe werth sey, einem Schriftsteller bey einer sonst großen Phrase zuzurufen: er habe ein Comma vergessen? wenn Er sich aufs Critisiren legen wollte, so könnte er leicht den Reichardt u. a. m. wegen viel bedeutenderer Fehler zu Schanden machen.) Ein Haydnisches Motett sey, mit einem Seitenblick auf die Schöpfung, nach Verdienst gerühmt worden; dieses Motett sey aber nicht von Joseph Haydn, sondern von seinem Bruder. Knecht habe sich unterfangen, Händeln bessern zu wollen, und in dieser seiner Verbesserung die größten Fehler (Haydn sagte: eselmäßige Schnizer) begangen. Was man nicht habe von Zumpfsteege und andern diis minorum gentium lesen müssen, und wie wenig von den Vorzüglichsten! Eine Recension über schlechte Arbeiten des Girowetz habe mit den Worten geendiget: „solches Zeug finde Käufer an der Donau!“ Als ob man an der Donau weniger als an der Pleiße wüßte, was gute u. schlechte Musik sey, ob in irgend einer Stadt Teutschlands ein zweyter Haydn lebe, ob irgendwo so viel für die Musik gethan werde als hier? Er läugne die größere Cultur des Nördlichen Teutschl. in literarischer Hinsicht keineswegs; aber in Rücksicht der Künste, besonders der Musik, u. des Geschmacks habe das südl. Teutschland unverkennbare Vorzüge.

Da habe uns erst kürzlich Baron Lichtenstein einige Sänger aufs Theater verschrieben, u. uns einen H. Neumann als den Ersten Tenoristen in Teutschland angekündigt. In den Nördlichen Provinzialstädten können solche Subjecte Aufsehen gemacht haben; hier, wo man einen höheren Maasstab hat, erscheinen sie als höchst mittelmäßig, u. Mozarts Zauberflöte sey wegen der schlechten Besezung der Rollen des Tamino u. Papageno (Neumann und Schüller) getadelt, und nur durch den Gesang der alten Wiener Operisten gehoben worden.

Ich sagte dem Sw. Sie suchen schon längst einen gründlichen Correspondenten in Wien für die Musical. Zeit. Er gestand, daß er keinen zu nennen wisse, der einen guten Aufsatz machen könne, und er selbst habe den Grundsatz, so viel als möglich zu thun, und nichts davon zu reden. Doch versprach er, mir einige Materialien theils über die Musicalische Gesellschaft, deren Stifter und Seele er ist, mitzuteilen, theils über die 4 Jahrzeiten, so bald sie werden aufgeführt worden seyn. Ich versicherte ihn, daß ich mich diesem Geschäfte gerne unterziehen würde, u. daß er Ihrem Institut einen sehr wesentlichen Nutzen leiste. Er hat Ihren Brief vom Jul. 1800. nicht beantwortet, weil er zuerst den Eindruck abwarten will, den das Werk nach einigen Proben machen wird. Er las mir einen Theil des Sommers vor; auf den Rhythmus, die Folge der Jamben, Spondäen u. s. w. hält er mit der äußersten Strenge. Kunzens Composition findet er äußerst kalt, den Text der Kunzischen Schöpfung poetisch, aber nichts weniger als musikalisch. Aller Reim sey in der Musik verderblich, u. er müsse immer verschwinden. — Er hofft, Sie werden doch die 7 Worte in Partitur herausgeben, denn aus den Auszügen könne er nichts lernen. Mit Händel, Graun, Gluck, Bach, Mozart scheint er ganz vertraut zu seyn; keiner habe aber noch Haydns Geist u. Empfindung übertroffen; man könnte auf jedes Haydnsche Trio u. Quartett ein Gedicht machen.

Haydn sagt mir seit einigen Posttagen, er wolle Ihnen schreiben; ich hoffte, er werde den heutigen nicht versäumen. Er läßt bitten, daß Sie ihm in Leipzig ein Duzend seidner ostindischer Schnupftücher von guter Qualität einkaufen; man kann sie hier nicht bekommen, u. die welche er aus England mitbrachte, fangen an zu zerreißen. Die Farbe ist ihm gleichgültig. Sie möchten sie waschen und mit J. H. bezeichnen lassen, weil er sonst auf der Manth belangt werden könnte. Die Auslage sollen Sie von den 50 Ducaten abziehen, und ihm das übrige in natura schicken.

Am 28sten M. werden die 7 Worte zum Besten der Musiker Wittwen im Nationaltheater aufgeführt. Ich freue mich darauf, denn ich höre sie zum Erstenmahle. Bey dem Fürsten Lobkowitz wird die Schöpfung in italienischer Sprache gesungen werden. Sagen Sie, wenn Sie wollen, dem Publicum durch die music. Zeit. „[So eben erfahren wir von einem Fremden, der über Wien reiste, daß Haydn die Composition der 4 Jahrzeiten“ „beendet hat, und daß man sie bald nach Ostern in dem Pallaste des“ „Fürsten Schwarzenberg aufführen wird. Die Erwartung kann nicht“ „größer seyn] und dennoch wird Haydn sie noch übertreffen!“

Nun, Freund, lasse ich Sie ruhig gähnen. Ihre Augen müssen der Ruhe u. des Schlafs höchst bedürftig seyn.

Gr.

Man sieht: es war nicht leicht, mit Swieten umzugehen: „wer wie er, so vielen Weihrauch von Höflingen, Halbkennern und Schmeichlern verschluckt hat, mag nicht mehr in die Schule gehen“. Als er den Text der Jahreszeiten bearbeitete, bekam Griesinger als Zeichen des Vertrauens einen Teil des Sommers zu hören. „Auf den Rhythmus, die Folge der Jamben, Spondäen usw. hält er mit äußerster Strenge.“ Seiner Ansicht nach sei „aller Reim in der Musik verderblich und müsse immer verschwinden“. Er habe von Anfang an „Haydn die musikalischen Ideen mitgeteilt, die ihm dunkel bei der Verfertigung des Textes vorgeschwebt“ hätten, jedes Stück Arbeit, das Haydn lieferte, habe ihm aber größere Ehrfurcht einflößen müssen, denn wo er, Swieten, matt und kraftlos auf der Erde gekrochen habe, sei Haydn in den Sphären des dritten Himmels gewandelt. Nach Griesingers Überzeugung waren diese Ratschläge nicht immer am Platz, doch müsse er „bezweifeln, daß Haydn bei seiner Bescheidenheit es übers Herz bringe, sein Urteil dem Baron frei herauszusagen“, zumal er „sein richtiges Gefühl schwerlich mit wortreichen Demonstrationen gegen diesen vornehmen Ästhetiker verteidigen“ könne. Als ihm einige abfällige Kritiken über die Textbearbeitung hinterbracht wurden, „erklärte er nur ganz lakonisch, daß jeder seine Art zu sehen habe, und daß er jedem die seinige gönne“. Andererseits wünscht er nicht, daß bei den Besprechungen in der Allg. musikal. Zeitung gelegentlich der Haydnschen Oratorien oder der Mozartschen Händelbearbeitungen sein Name genannt werde.

Als vorsichtiger Geschäftsträger legt ihm daher Griesinger alle Wiener Berichte für die A. M. Z. zur Stellungnahme vor und warnt vor dem Abdruck ungünstiger Urteile aus dem Reich: „Schonung dem Baron, wenn Sie es mit Haydn nicht ganz verderben wollen wenn Ihnen der vornehmere Theil des hiesigen Publikums, auf welchen S. großen Einfluß hat, nicht gleichgültig ist.“ Swieten schätzte Griesingers Vermittlung sehr, er dedizierte ihm Karten zu den Konzerten

der Associierten Cavaliere und empfahl ihn bei seinen Bekannten. So schreibt Gr. nach einem Besuch bei Prof. Sarchi (8. 4. 01): „Swietens Name verschaffte mir die günstigste Aufnahme, denn er verehrt in ihm einen Gönner und Vater.“

In musikalischer Beziehung wird Swietens Vorliebe für die Fuge [hier in vokaler Form] sowie für Tonmalerei mehrfach betont. Ein andermal bemerkt Griesinger: „mit Händel, Graun, Gluck, Bach und Mozart scheint er ganz vertraut zu sein; von Händel besitze er allein 24 Bände mit Oratorien. Daher läßt er auch in der Hofbibliothek größere Anschaffungen von Musikalien machen, deren Verwaltung Röllig übertragen wurde. Eine der ersten Anschaffungen war die Gesamtausgabe der Werke Händels von Samuel Arnold. Seine Bibliothek sollte wie diejenige des Leibarztes die Hofbibliothek erben, er versäumte es jedoch beizeiten ein Testament aufzusetzen. Mit großer Aufopferung und pedantischer Strenge überwachte er die Drucklegung der Haydn-Oratorien. Auf seine Veranlassung wird der Text auch in französischer, englischer und italienischer Sprache unterlegt. Die französische und englische Übersetzung besorgt er selbst und liest auch noch die Druckerkorrektur. Er legt großes Gewicht darauf, daß die Partitur zuerst erscheint, „da er aus den Auszügen nichts lernen könne“. Eine Bezahlung seiner erheblichen Mühe bei der Herausgabe der Oratorien lehnt er ab. Auch Mozarts Händel-Bearbeitungen werden von ihm unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Seine Anschauungen im allgemeinen legt er in einem längeren Schreiben an Härtel nieder, das die Antwort darstellt auf eine Anfrage über seinen Anteil an Haydns Schöpfung:

Wien, zu Ende Dezember 1798:

... Ich bin überhaupt, was Musik betrifft in jene Zeiten zurückgetreten, wo man es noch für nötig hielt, die Kunst, ehe man sie ausübte, ordentlich und gründlich zu lernen. Da finde ich Nahrung für Geist und Herz, und da hohle ich Stärkung, wenn irgendein frischer Beweis vom Verfall der Kunst mich niedergeschlagen hat. Meine Tröster sind dann vor allem Händel und die Bache und nach ihnen auch die wenigen Meister unserer Tage, welche die Bahn jener Muster des Wahren und Großen mit festem Fuße

wandeln, und das Ziel entweder zu erreichen versprechen, oder es schon erreicht haben. Dahin wäre ohne Zweifel der uns zu früh entrissene Mozart gelangt; Joseph Haydn aber steht wirklich am Ziele, und durch sein letztes Meisterstück, die Schöpfung, hat er, wie mir scheint, es selbst weiter hinaus gerückt. Von diesem herrlichen Werke, worin er jede Erwartung, die man von seinem geprüften Genie haben konnte, nicht bloß erfüllte, sondern noch übertraf, wünschte ich nun wohl, Ihnen einen Begriff zu geben, allein da hier alles zusammenhängt, eines aus dem anderen fließt, das vorhergehende auf das folgende wirkt, und sich daher nichts einzeln ausheben läßt, so würde vorerst eine vollständige Beschreibung des Ganzen nötig sein, und diese dann gleichwohl anstatt des schönsten Körpers nur ein trockenes Gerippe darstellen. Alles, was Harmonie aus dem reinsten, obschon nicht jedem zugänglichen Quellen geschöpft, was Melodie aus Empfindung entsprungen, was Rhythmus, der heutigen Tages so sehr vernachlässigte, ja vielen ganz unbekanntem Rhythmus, was zweckmäßige Wahl und Anwendung der Instrumente, mit einem Worte, was immer die Kunst in jedem ihrer Zweige zu leisten vermag, findet sich hier im höchsten Grade vereinigt, und die Kraft dieser Mittel, geleitet und verstärkt durch die glücklichste Erfindung, die richtigste Anordnung, das lebhafteste Gefühl und den feinsten Geschmack, die sich überall äußern, bringt eine Wirkung hervor, die den Kenner, sowie die Nichtkenner gleich trifft, diesen wie jenen ganz einnimmt, hinreißt und beide nötigt, den empfundenen Eindruck des Wahren und Schönen, durch den unwillkürlichen Beifall des Augenblicks in Entzückung ausbrechen zu lassen.

Soviel von der Musik im Allgemeinen; nun noch ein paar Worte von dem Gedichte, welches Sie *meine* Schöpfung zu nennen belieben. Der Anteil, den ich an dem ursprünglich englischen Werke habe, ist zwar etwas mehr als bloße Uebersetzung, doch bei weitem nicht so beschaffen, daß ich es als mein ansehen könnte. — Um den ersten Genuß davon unserem Vaterlande zu verschaffen, beschloß ich, dem englischen Gedichte ein deutsches Gewand umzuhängen. So entstand meine Uebersetzung, bei welcher ich der Hauptanlage des Originals zwar im Ganzen treulich gefolgt, im Einzelnen aber davon so oft abgewichen bin, als musikalischer Gang und Ausdruck, wovon das Ideal meinem Geiste schon gegenwärtig war, es zu fordern mir geschienen hat, und durch diese Empfindung geleitet, habe ich einerseits manches zu verkürzen, oder gar wegzulassen, andererseits manches zu erheben, oder in ein helleres Licht zu stellen, und manches mehr in Schatten zurückzuziehen, für nötig erachtet . . . (Rest¹) nicht mitgeteilt).

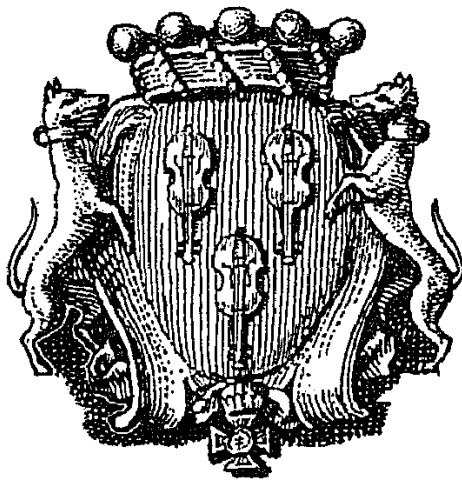
Weiterhin wollte er Griesinger noch Material über die 1799 neubegründete „Gesellschaft der Associierten“, zusammenstellen. Beteiligt waren außer Swieten, der wieder als Sekretär fungierte, die Fürsten: Schwarzenberg, Lobkowitz, Esterhazy,

¹) Das hier mitgeteilte Fragment wurde in Leipziger Allgem. musikal. Zeitung (Jhg. I, Sp. 252) abgedruckt, der Brief selbst ist verschollen.

Trauttmannsdorf, Kinsky, Liechtenstein, Lichnowsky, die Grafen: Marschall, Harrach, Fries und Freiherr von Spielmann. Die früheren Angaben in dem zitierten Artikel der Zeitschrift für Musikwissenschaft sind dahingehend zu berichtigen. Sie war nicht etwa eine beständige Einrichtung wie die vorhergegangene Gesellschaft, sondern nur zu dem Zweck gegründet, die Aufführung und gute Honorierung von Haydns Oratorien sicherzustellen. Bei der Aufführung der Jahreszeiten waren es nach Griesingers Bericht 24 Mitglieder. Trotz der erhöhten Zahl betrug der Einzelbeitrag bei der Uraufführung 195 fl., bei der öffentlichen Wiederholung 345 fl. Damit ist ein Maßstab gegeben für die Beurteilung der finanziellen Opfer, die die Händelkonzerte an die beteiligten „Kavaliere“ gestellt haben werden. Auch hatte er im Sinne, für Haydn „noch ein tragisches und ein komisches Sujet“ zu bearbeiten, jedoch kam es nicht mehr dazu, ein rascher Tod riß ihn aus seiner Arbeit.

Swieten starb am 29. März 1803, ohne ein Testament zu hinterlassen. Sein erheblicher Besitz wurde am 2. Mai 1803, die Musikalien ein Jahr später (11. Mai 1804) versteigert, nachdem sich kein Gesamtkäufer für die stattliche Bibliothek, die Haydn auf 10000 fl. schätzte, gefunden hatte. Einen Teil konnte der Fürst Lobkowitz erwerben, eine Reihe von Partituren kaufte später Georg Pölchau von Wiener Antiquaren auf und vermachte sie der Berliner Bibliothek. Weniges scheint auch auf dem Umweg über die niederländischen Verwandten in die Bibliothek des Konservatoriums in Brüssel gekommen zu sein. Forschungen nach den Beständen der Bibliothek sind zurzeit in Wien im Gange. Sie sind sehr erschwert, da sich der gedruckte Katalog, den Röllig zusammenstellte, bis heute noch nicht aufgefunden hat. Die erhebliche Bedeutung seines Nachlasses, in dem sich unter anderem die Originalpartituren der beiden Haydn-Oratorien und eine Sammlung von wertvollen Tagebuchnotizen zur Zeit- und Kulturgeschichte befanden für die Mozart- und Haydnforschung, steht außer Zweifel. Diese Aufzeich-

nungen allein vermögen die letzte Klarheit über das Wollen und die Ziele Gottfried van Swietens zu schaffen, dessen Bedeutung als Anreger und Förderer der Wiener Klassiker und nicht zuletzt als Bahnbrecher der deutschen Händelbewegung entschieden ein gerechteres Gedächtnis verdient, als es ihm von der Forschung bisher zuteil geworden.



Gottfried van Swieten

Sinfonie D dur

(Ouverture Carrara)

Allegro

2 Oboen

2 Hörner in D

Violenen

Bratschen

Bässe

This system of the musical score includes five staves. The top staff is for two oboes, the second for two horns in D, the third and fourth are for violins, and the fifth is for cellos and basses. The music is in D major and 3/4 time. It begins with a dynamic of *f* (forte) and features a melodic line in the oboes and violins, with a sustained note in the horns. Dynamics shift to *p* (piano) in the second measure and back to *f* in the third. A double bar line is present at the end of the system.

This system continues the musical score with five staves. The top staff is for two oboes, the second for two horns in D, the third and fourth are for violins, and the fifth is for cellos and basses. The music continues from the first system, with dynamics of *p* and *f* indicated. The melodic lines in the oboes and violins are prominent, with the horns providing harmonic support. The system concludes with a double bar line.

First system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has two sharps (F# and C#). The music features a melody in the upper staff and a bass line in the lower staff.

Second system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has two sharps (F# and C#). The music features a melody in the upper staff and a bass line in the lower staff.

Takt 34

Third system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has two sharps (F# and C#). The music features a melody in the upper staff and a bass line in the lower staff. The system includes dynamic markings: *pp* in the upper staff and *p* in the lower staff.

First system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff contains a melody with a dynamic marking of *f* (forte) and a fermata over the final note. The lower staff contains a bass line with a dynamic marking of *f*.

Second system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff contains a melody with a dynamic marking of *f*. The lower staff contains a bass line with a dynamic marking of *f*.

Third system of musical notation, consisting of two staves. The upper staff contains a melody with a dynamic marking of *p* (piano) and a fermata over the final note. The lower staff contains a bass line with a dynamic marking of *f* (forte) and a dynamic marking of *forz.* (forzando). The system concludes with a double bar line and a repeat sign.

First system of a musical score. It consists of five staves: a vocal line at the top, followed by a piano accompaniment with treble and bass clefs, and a double bass line at the bottom. The music is in a key with two flats and a 4/4 time signature. The vocal line features a melodic line with some rests. The piano accompaniment includes chords and moving lines in both hands. The double bass line provides a steady rhythmic accompaniment.

Second system of the musical score, continuing from the first. It features the same five-staff structure. The vocal line has a dynamic marking of *p* (piano) at the end. The piano accompaniment includes a dynamic marking of *pi:* (pianissimo) in the right hand and *p* in the left hand. The double bass line continues with its rhythmic accompaniment.

Third system of the musical score. It consists of five staves. The vocal line begins with a dynamic marking of *f* (forte). The piano accompaniment includes dynamic markings of *p* (piano) in both the right and left hands. The double bass line starts with a dynamic marking of *f* (forte). The system concludes with a double bar line.

First system of a musical score. It consists of two staves at the top, likely for strings, and a grand staff (treble, middle, and bass clefs) below. The key signature has two flats. The top two staves have rests for most of the system, with a *p* dynamic marking at the end. The grand staff contains a melodic line in the treble clef and a bass line in the bass clef.

Second system of the musical score. It follows the same layout as the first system. The top two staves have rests. The grand staff continues the melodic and bass lines. A *p* dynamic marking is present at the end of the system.

Third system of the musical score. The top staff begins with a *ppf* dynamic marking. The grand staff begins with a *poc. for.* marking. The system concludes with a *f* dynamic marking. The music features more active melodic and bass lines.

System 1: Treble and Bass staves. Treble staff contains a melodic line with dynamics *f* and *p*. Bass staff contains a rhythmic accompaniment with dynamics *p* and *f*. A grand staff system is also present, with dynamics *(p)* and *(f)*.

System 2: Treble and Bass staves. Treble staff contains a melodic line with dynamics *f* and *p*. Bass staff contains a rhythmic accompaniment with dynamics *f* and *p*. A grand staff system is also present, with dynamics *f* and *p*.

System 3: Treble and Bass staves. Treble staff contains a melodic line with dynamics *pp*, *f*, and *p*. Bass staff contains a rhythmic accompaniment with dynamics *f* and *p*. A grand staff system is also present, with dynamics *f*, *p*, and *for.*

Quellenverzeichnis.

Aus der ziemlich umfangreichen Literatur (etwa 90 Werke), die für die Darstellung benutzt wurde, soll im folgenden nur ein Ausschnitt gegeben werden: *Spezialartikel* über van Swieten finden sich in den lexikalischen Werken von Gerber (1. u. 2. Aufl.), Schilling, Mendel-Reißmann; in größerem Umfang bei Wurzbach, in der Oesterr. Nationalencyklopädie und in der Allgem. deutschen Biographie.

Musikalischer *Almanach* für Deutschland aus dem Jahr 1789. Leipzig 1789. Aus dem Josephinischen Wien. Geblers und Nicolais Briefwechsel während der Jahre 1771—1786, herausg. u. erläutert von Richard Maria Werner. Berlin 1888.

Beer, Adolf: Friedrich II. und van Swieten. Leipzig 1874.

Der Biograph: Darstellungen. Bd. 4. Halle 1804.

Dies, Albert Chr.: Biographische Nachrichten von Joseph Haydn. Wien 1810.

Forster, Georg: Sämtliche Schriften (Bd. 7). Leipzig 1843.

Friedländer, Max: Van Swieten und das Textbuch zu Haydns Jahreszeiten (in: Jahrbuch der Musikbibliothek Peters 1909).

Griesinger, Georg A.: Biographische Notizen über Joseph Haydn. Leipzig 1810.

Grimm, Friedr. M. et Denis Diderot: Correspondence littéraire (t. VI). Paris 1829.

Hanslick, Eduard: Geschichte des Concertwesens in Wien. Wien 1869.

Hock, Karl von: Der oesterreichische Staatsrath 1760—1848. Wien 1879.

Jahn, Otto: W. A. Mozart. 1. Aufl. (3. Aufl. 1889, 5. Aufl. 1919). Leipzig 1856.

Kink, Rudolf: Geschichte der k. k. Universität Wien. Wien 1854.

Mosel, Ignaz F. von: Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Wien 1835.

Müller, Johann H. Fr.: Abschied von der k. k. Hof- und Nationalbühne. Wien 1802.

Pohl, Karl F. (Botstiber): Joseph Haydn. Leipzig 1878.

Schenk, Johann: Autobiographische Skizze (in: Studien zur Musikwissenschaft, Heft 11). Wien 1925.

Schindler, Anton: Biographie von Ludwig van Beethoven. Münster 1840.

Schmidt, Erich: Lessing. Berlin 1882.

Schönfeld, Johann F. von: Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag 1796. Prag 1796.

Wiener *Schriftsteller- und Künstlerlexikon*. Wien 1793.

Stadler, Maximilian: Vertheidigung der Echtheit des Mozartschen Requiems (mit 2 Nachträgen). Wien 1826/27.

Vehse, Eduard: Geschichte des oesterr. Hofes und Adels und der oesterr. Diplomatie. Hamburg 1852.

Zimmermann, Johann Georg: Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, herausg. von Albrecht Rengger. Aarau 1830.

Ferner zwei gleichzeitig fertiggestellte Dissertationen:

Baumgärtner, Paula: Gottfried van Swieten als Textdichter von Haydns Oratorien. Philos. Diss. Wien W. S. 1929/30.

Schmid, Ernst Fritz: Ph. Em. Bach und seine Kammermusikwerke im Lichte der Musikästhetik seiner Zeit. Philos. Diss. Tübingen W. S. 1929/30.

Besonders zu verweisen ist auf die umfangreichen Kommentare von *Emil Blüml* zu *Karoline Pichlers Denkwürdigkeiten*. München 1912.

Der beigegebene *Porträtstich Gottfried van Swietens* (etwa 1782) wurde nach einem Ölgemälde (?) des J. C. de Lakner von J. E. Mansfeld in Kupfer gestochen (Originalgr. 9,2 × 16,8 cm). Die Vorlage wurde aus der Porträtsammlung der Wiener Nationalbibliothek entnommen. Eine verkleinerte Replik wurde (ebenfalls um 1782) von Johann Blaschke gestochen, ein Exemplar befindet sich in der Sammlung der Gesellschaft der Musikfreunde, Wien.

Das *Wappen der Freiherrn van Swieten* (S. 164) zeigt drei nach unten gekehrte Geigen in Silber auf rotem Grund. Den Abschluß nach oben bildet die Freiherrnkrone, nach unten das Kommandeurkreuz des Stephansordens. Als Schildhalter fungieren zwei Windspiele in Silber mit roten Zungen und gleichfarbigen Halsbändern, die mit silbernen Borten und Schnallen geziert sind. In Wiener Klerikerkreisen kommentierte man ironisch: *tres fides, nulla fide*.

Die zweite Beilage (Sitzungsbild) geht zurück auf eine lavierte Tuschzeichnung (16,5 × 20 cm) in der Albertina von Joh. Adam Bartsch. Für ihre Ermittlung bin ich Alois Jesinger in Wien verpflichtet. Eine frühere Reproduktion brachte Alfred Stix in der Zeitschrift „Die graphischen Künste“ 1921, S. 89. Die Reihenfolge ist nach Bartschs Bleistiftnotiz am Rand folgende:

1 le baron van Swieten. Prefet	3 Mr de Schwandner. Garde
2 Mr de Kollar. Conseiller Aulicque	7 Mr Martinez. Garde
4 Reisenhuber	8 Bartsch. Ecrivain.
5 Sansel (!) [= Sensel]	} Ecrivains.
6 Bianchi	

Aus dieser Aufstellung läßt sich die Datierung des Blattes ermitteln, da Scriptor Bianchi im Februar 1780 eintrat und Reisenhuber im Oktober 1782 entlassen wurde. Die beiden freien Stühle waren für die Skriptoren Schonat und Schonenbosch bestimmt. Außer dem erwähnten Fachpersonal waren damals noch drei Bibliotheksdiener (für Lesesaal und Holdienst) angestellt, ein Beamtenstab, *wie ihn an Zahl und Qualität noch 50 Jahre später keine einzige deutsche Bibliothek aufweisen konnte*.